

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit . . . . 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . . — fl. 45 kr.

Ausser Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt . 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für einen Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek.

(Fürstenfeldergasse Nr. 8.)

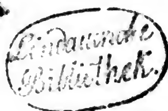
Olive.

Ein Roman.

Aus dem Englischen

der Verfasserin von:

„the Head of the Family," „the Ogilvies" etc.



Zweiter Theil.

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1857.



Erstes Kapitel.

Das Grab hatte sich kaum über Kapitän Rothesay geschlossen, als sich fand, daß seine Geschäfte in einem Zustande unauflöslicher Verwirrung waren und daß ihm schon Monate lang das Schreckbild seines Untergangs vorgeschwebt haben mußte.

So war denn sein plötzlicher Tod kein Wunder; die Zeitungen hatten ihn mit Nachrichten erschreckt — theilweise zwar falsch, wie sich später ergab — über ein schweres Unglück auf der See und über das Mißlingen seiner letzten Speculationen zu Hause. Zugleich schien sich die Hand des Himmels und der Menschen gegen ihn zu erheben; seine stolze Natur konnte dem Schlage nicht widerstehen, die Beschämung vernichtete ihn und er starb.

„Sagen Sie mir nur Etwas," rief Olive Mr. Wyld zu, als sie nach dem Begräbnisse eine Zusammenkunft mit ihm hatte — sie allein, denn ihre Mutter war jedes Handelns unfähig und dies sechszehnjährige Mädchen war jetzt die einzige Beherrscherin des Haushaltes. —

„Sagen Sie mir nur das Eine, ob mein Vater in unbefleckter Ehre starb — ob es Niemand giebt, der unser Unglück theilt und der dem Gedächtnisse des ruinirten Kaufmannes fluchen würde.“

„Ich weiß von Niemandem,“ antwortete Mr. Wyld. „Wohl giebt es noch einige Privatschulden, aber die können leicht bezahlt werden,“ und er warf einen bedeutungsvollen Blick auf das glänzend eingerichtete Zimmer.

„Ich verstehe; es wird geschehen,“ sagte Olive, denn das Unglück hatte ihren Verstand erweckt und ihr Gefühl geschärft. Ohne Zaudern sprach sie über Alles, was mit dem traurigsten aller Vorfälle, dem Verkaufe des Besitzthums eines verstorbenen Bankrottirten zusammenhängt.

Der Anwalt war ein harter Mann und Olive's Vorurtheil gegen ihn nicht unbegründet, aber auch das allerhärteste Herz hat oft in seinem innern Marke noch etwas von Milde verborgen. So sah Mr. Wyld mit Interesse, ja sogar mit Güte auf das junge Wesen, das ihm gegenüber beim düstern Lampenlichte des stillen Zimmers, des einstigen Studierzimmers von Kapitän Rothesay saß. Ihre immer zarten Wangen waren jetzt von einem traurigen Weiß, ihr hell goldnes Haar fiel vernachlässigt auf ihren schwarzen Anzug und ihre Hand stützte die von Sorge getrübte Stirn, als sie die staubigen Papiere durchsuchte und manchmal inne hielt, um mit einer ruhigen, verständigen, gemäßigten Weise von Dingen zu sprechen, die nur für alte Köpfe und abgelebte Herzen passen. Mr. Wyld dachte an seine eignen

fröhlichen Töchter, die er zu Hause gelassen hatte und fühlte eine ungewisse Dankbarkeit, daß sie nicht wären wie Olive Rothesay. Seiner Natur war alle Zärtlichkeit fern, aber mit dem ganzen Verkehr mit ihr konnte er sich einer gewissen Ehrerbietung gegen des verstorbenen Kaufmannes verlassenes Kind nicht enthalten.

Als sie ihre Unterhaltung vollendet hatten, sagte er: „Es giebt noch etwas und recht Schmerzliches, worüber ich mit Ihnen sprechen sollte, ich hätte es schon früher thun müssen, aber ich hörte es selbst erst gestern.“

„Hörten was? Sollen noch mehr Sorgen kommen?“ antwortete Olive bitter seufzend. „Aber sagen Sie mir Alles.“

„Dies Alles ist sehr wenig. Sie wissen, liebe Miß Rothesay, daß Ihr Vater vom Augenblicke seines Anfalls an sprachlos war, aber meine Frau, die ihn nie verließ — ach, ich versichere Ihnen, sie war ihm eine treue Pflegerin, die gute Mrs. Wyld — —.“

„Ich bin sehr dankbar dafür, wie sie auch selbst weiß.“

„Meine Frau sagte mir also, daß Ihres armen Vaters Bewußtsein wenige Minuten vor seinem Tode zurückkehrte und er vergeblich kämpfte, zu sprechen; endlich legte sie einen Bleistift in seine Hand und er schrieb — ein Wort nur, denn im Schreiben starb er. Vergeben Sie mir, mein liebes, junges Fräulein, daß ich Sie so errege, aber —“

„Das Papier — geben Sie mir das Papier!“

Mr. Wyld zog sein Taschenbuch heraus und brachte

ein zerrissenes, beflecktes Stückchen Papier zum Vorschein, worauf in beinah unleserlichen Buchstaben der Name „Harold" geschrieben war.

„Kennen Sie irgend Jemand, der diesen Namen führt, Miß Rothesay?"

„Nein. Ja doch — Einen," fügte sie hinzu, indem sie sich plötzlich erinnerte, daß der Name von Sara's Mann „Harold Gwynne" war. Zwischen ihm und ihrem Vater aber wußte sie von keiner einzigen Verbindung; es mußte durchaus ein zufälliges Zusammentreffen sein.

„Was läßt sich thun?" rief Olive. „Soll ich es meiner Mutter sagen?"

„Wenn ich rathen sollte, so würde ich entschieden Nein sagen. Es ist besser, mir die Dinge zu überlassen. — Harold! — Es ist ein Knabenname," fügte er nachdenklich hinzu. „Wenn es ein Mädchenname wäre — ich hatte einst einen kleinen Auftrag auszurichten."

„Was sagten Sie?" fragte Olive, indem sie mit ihren unschuldigen Augen aufsah; er konnte ihnen nicht begegnen, die seinigen senkten sich verwirrt.

„Was ich sagte, Miß Rothesay? O nichts, gar nichts; nur daß, wenn mir der Auftrag gegeben würde, diesem Geheimnisse – nachzuspüren —"

„Ich danke Ihnen, Mr. Wyld, aber eine Tochter würde nicht gern eine dritte Person gebrauchen, um ihres Vaters Geheimnissen „nachzuspüren." — Seine Papiere werden mich wahrscheinlich von Allem unter=

richten, deshalb wollen wir nicht mehr von diesem Gegenstande sprechen."

„Wie Sie wünschen." Er ergriff seine blaue Tasche mit deren umfangsreichen Inhalte und sagte ihr Lebewohl, indem er es der Einsamkeit überließ, das junge Wesen zu bewillkommnen, das ein hartes Schicksal in Geschäfte geführt hatte, welche so wenig für das junge Alter und zarte Geschlecht paßten.

Kaum aber hatte sich Olive niedergesetzt und ihren Kopf an ihres Vaters Pult gelehnt, um ihr Herz in einem Seufzer zu erleichtern: daß sie wenigstens von Mr. Wyld's Gegenwart befreit war — als der alte Anwalt schon wieder erschien.

„Miß Rothesay, ich wollte Ihnen nur sagen, daß, wenn Sie je — irgend ein Geheimniß herausfinden — oder irgend einen Rath wegen des Papieres oder wegen irgend etwas Anderem brauchen, so bin ich der Mann, ihn zu geben, und werde es in diesem Falle mit Vergnügen thun. Guten Abend!"

Olive dankte ihm kalt, sogar etwas stolz für Das, was sie für eine wirkliche Unverschämtheit hielt, doch ging es bald an ihrem sanften Gemüthe vorüber, und dann, als die beste Weise alle ihre Sorgen zu besänftigen, verließ sie das Studierzimmer und suchte ihre Mutter auf.

Von Mrs. Rothesay's Trauer haben wir nur wenig gesagt. Der Kümmernisse der Erde giebt es gar viele und mancherlei; Das Geschick aber ist wohl das härteste und birgt den tiefsten Ernst in sich, das die engsten aller

menschlichen Bande, nämlich die Bande der in der Ehe Eines Gewordenen trennt — und obgleich hier das geheiligte Band schon durch Kälte gelockert war, so konnte doch keine Macht es gänzlich lösen, so lange das Leben nur dauerte. Die Wittwe Angus Rothesay's erinnerte sich, daß sie einst die liebende und geliebte Braut seiner Jugend gewesen war, und als solche betrauerte sie ihn; aber ihr Kummer hatte auch den schärfsten Stachel, die Erinnerung nämlich an unversöhntes Unrecht. Von den düstern Ufern der Vergangenheit erhoben sich Geister, die sich durch nichts vertreiben ließen, denn der Strom des Todes floß für immer dazwischen.

Sybilla Rothesay war eine jener Frauen, denen keine Macht der Erde je Selbstständigkeit oder Selbstbeherrschung lehren konnte. Sie hatte sich gänzlich der Leitung und Aufsicht ihres Mannes unterworfen, und Beides erhoffte sie jetzt von ihrem Kinde. Von dem Augenblicke an, wo Kapitän Rothesay die Augen schloß, schien Olive an seiner Stelle zu regieren — oder vielmehr Mutter und Kind schienen ihre Stellungen gewechselt zu haben. Olive bewachte, leitete und beschützte mit einer mütterlichen Sorgfalt die geduldige, sich hingebende, von Schmerz getroffene Frau, während Mrs. Rothesay in allen Dingen unbedingt dem starken Gemüthe ihrer Tochter vertraute und sich nie quälte, bei irgend etwas für sich selbst zu denken oder zu handeln.

Dies ist vielleicht ein neues Bild mütterlicher und kindlicher Bande, aber sehen wir uns nur um, blicken wir auf jene Töchter, die am treuesten die heilige Pflicht,

ohne welche kein Leben gesegnet sein kann, erfüllen, sind es nicht immer Charactere — fest und selbstständig — fähig zu wollen und zu handeln? Können nicht viele von ihnen sagen: „Ich bin Mutter für meine Mutter; ich, die Kräftigste jetzt, nehme sie in ihrem schwächeren Alter wie ein Kind an meinen Busen — beschirme sie, pflege sie und bin ihr Alles in Allem."

Und dies zu thun, beschloß auch Olive Rothesay in ihrem Herzen; sie hatte das Gelübde gethan, als ihre Mutter bewußtlos in ihren Armen lag; sie hielt es treu, bis die Ewigkeit, die sie trennte, es mit dem besten Segen der Erde besiegelte, mit dem Segen, der sich auf eine pflichtgetreue Tochter, deren Mutter bei Gott ist, legt.

Als Kapitän Rothesay's Geschäfte geordnet waren, zeigte es sich, daß die einzigen Trümmer seines Reichthums, die seiner Wittwe und seinem Kinde blieben, in dem Antheile von Mrs. Rothesay's Vermögen bestand, von dem sie in Stirling gelebt hatten, so daß sie doch wenigstens nicht entschiedener Armuth anheim fielen.

Doch aber waren Olive und ihre Mutter arm — arm genug, um den Wunsch rege zu machen, die neugierigen, schwatzhaften Leute von Oldchurch zu verlassen und sich in die Einsamkeit irgend einer großen Stadt zurückzuziehen. „Dort," sagte Olive zu sich selbst, „werde ich gewiß Mittel finden, für sie zu arbeiten — damit sie nicht nur die Bedürfnisse, sondern auch die Bequemlichkeiten des Lebens genießt." Und manche Nacht — während der wenigen Wochen, die sie noch in ihrer

alten Heimath zubrachten — lag sie wachend neben ihrer schlafenden Mutter, um alle möglichen Pläne zu bilden und sich schon Alles im Geiste zurecht zu legen, damit Mrs. Rothesay nicht mit Ueberlegungen und Rathschlägen gequält werden möchte. Als alle Pläne zur Reise gekommen waren, sagte sie nur: „Liebste Mutter, würden wir nicht sehr glücklich zusammen in London leben können?“ Und kaum hatte Mrs. Rothesay eingewilligt, als sie auch schon Alles wie von einer unsichtbaren Feenhand vorbereitet fand — so daß sie nur zu fragen hatte: „Mein Kind, wann werden wir gehen?“

Endlich kam die Zeit der Abreise heran; es war die vorletzte Nacht vor dem Verkaufe. Olive überredete ihre Mutter, sich frühe zur Ruhe zu begeben; denn sie selbst hatte eine schweree Pflicht zu erfüllen — nämlich die Papiere ihres Vaters durchzusehen. Als sie so in dessen Studierzimmer — in Einsamkeit und Dunkel dasaß, hätte man wohl dem jungen Mädchen ein Gefühl von Angst, sogar einen Schauder abergläubischer Furcht verzeihen können; aber der Himmel hatte ihr eine Heldenseele gegeben, nicht weniger heldenmüthig, wenn es auch die Seele eines Weibes war.

Ihres Vaters Geschäftspapiere hatte sie schon untersucht; jetzt hatte sie nur seine eignen Erinnerungsblätter vor sich; deren gab es aber nicht viele; Kapitän Rothesay's Gedanken äußerten sich selten in Worten und es fanden sich keine Aufzeichnungen zur Geschichte seines Lebens, die seiner Frau und Tochter beinah ebenso unbekannt, als jedem Fremden war. Auch Briefe fand sie

nur wenige, er war nicht der Mann, der Briefwechsel liebte, aber unter diesen wenigen wurde sie von einigen tief gerührt, die vor langen Jahren aus Stirling datirt waren; einen davon öffnete sie, die zarte Handschrift war die ihrer Mutter, als sie jung war, aber Olive blickte nur auf den Anfang der Seite, wo von dem vergilbten, zerdrückten Papiere noch die Worte: „Liebster, liebster Angus" entgegenlächelten; dann aber, zu gewissenhaft, um weiter einzudringen, faltete sie es wieder zusammen, war aber doch froh, ihrer Mutter den Trost geben zu können, wie sorgfältig er diese Briefe aufbewahrt habe. Bald nachher fand sie auch ein Erinnerungszeichen an sich selbst — eine kleine Locke, in Silberpapier eingeschlagen, worauf er mit eigner Hand „Olive's Haare" geschrieben hatte. Ihr Vater hatte sie also doch geliebt, ja mehr noch, als sie wußte! Ist es doch immer beruhigend, sich der Liebe zu erinnern, die uns einst von unseren Verstorbenen wurde, sie ist ja das, was uns für immer, unter jedem Wechsel, bleibt.

Das Hauptsächlichste, was jetzt Olive ängstigte, war der Anblick des Papiers, worauf ihr Vater mit sterbender Hand den Namen „Harold" geschrieben hatte. Nirgend konnte sie eine Anerkennung finden, die das Geheimniß aufhellen konnte; so entschloß sie sich denn, nicht mehr daran zu denken, und das Papier in ein geheimes Fach zu thun.

Indem sie dies that, fand sie ein kleines Packet, sorgfältig zusammengebunden und versiegelt; eben wollte sie es öffnen, als die Aufschrift ihr in die Augen fiel

und ihr den von ihres Vaters Hand geschriebenen Wunsch aussprach: Diese Papiere sollten ungeöffnet nach seinem Tode verbrannt werden.

Seine treue Tochter erfüllte seinen Willen; augenblicklich, ohne nachzudenken, warf sie das Packet in das Feuer und wandte sich sogar ab, damit die Flammen im Zerstören nicht vielleicht etwas von dem Geheimnisse verrathen möchten, welches der verstorbene Vater für immer bewahrt haben wollte. Nur einmal vergaß sie sich selbst, als das Knistern des Feuers sie erschreckte und sich umsehen ließ, so daß sie noch den flüchtigen Schein eines fremdartigen, sonderbaren Schmuckes gewahrte, während sich dicht dabei in beinah lebendiger Bewegung etwas kräuselte, das eine lange Locke schwarzen Haares zu sein schien. Doch nichts wußte sie gewiß und sogar für diesen unfreiwilligen Blick schien sie sich strafbar, indem sie ihn für ein Unrecht gegen den Todten nahm.

Noch mehr erwachten diese vorwurfsvollen Gefühle, als sie, nachdem ihr Geschäft beinah vollendet war, noch einen Brief mit folgender Aufschrift fand:

„Für meine Tochter Olive, die dies aber nicht eher öffnen soll, bis ihre Mutter todt ist und sie allein in der Welt steht.“

Allein in der Welt steht! Seine väterliche Zärtlichkeit hatte also diese bittere Zeit, die, so bat sie Gott, noch weit entfernt sein möge, vorherbedacht, die Zeit, wo sie allein — nicht mehr jung, ohne Eltern, ohne Gatten oder Kinder, ohne eine freundliche Heimath in

der Welt stehen würde. Sie war fest überzeugt, daß ihr Vater diesen Brief geschrieben hatte, um sie in solchen Augenblicken der Verlassenheit zu trösten und zu berathen, auch wenn er schon lange zu Staub geworden war.

Seine Tochter segnete ihn dafür und ihre warmen Thränen fielen auf Worte, die er, wie sie aus dem Datum der Außenseite sah, in jener Nacht — der letzten, die er zu Hause zubrachte, geschrieben hatte. Sie dachte nicht daran, seine Vorschriften zu übertreten und den Brief vor der Zeit zu öffnen, ja, nachdem sie es genau überlegt hatte, fand sie, daß es ein Geheimniß, sogar zu heilig für die Ohren ihrer Mutter sei, der es ja auch nur Schmerz geben konnte. Deshalb legte sie es in das geheime Fach von ihres Vaters Pult — jetzt ihr eigner Besitz — um abzuwarten, bis die Zeit die Enthüllung dieses feierlichen Geheimnisses, das zwischen ihr und dem Todten waltete, bringen würde.

Dann ging sie zu Bett, ermüdet und erschöpft, und indem sie sich dicht an ihre schlafende Mutter schmiegte, dankte sie Gott, daß es doch noch ein warmes Herz gäbe, an dem sie ruhen könne, und das sie nicht verstoßen würde. O Mutter! o Tochter! die Ihr, wenn die Verschiedenheit der Jahre durch die Zeit in ein beinah schwesterliches Band verschmolzen ist, die Ihr zusammen weiter fortlebt, eng verbunden zu einem Herzen und einer Seele durch jene vollkommene Liebe, die noch über „Ehrfurcht“ und „Gehorsam“ steht, weil sie Beides in sich schließt — wie glücklich seid Ihr! Wie gesegnet ist sie,

die, indem sie auf ihre Tochter blickt, sagen kann — „Kind, Du bist Blut von meinem Blut, Fleisch von meinem Fleisch, eben so, als wie ich Dich zur Welt brachte!“ Und dreimal gesegnet sei, die antworten kann — „Mutter, ich bin ganz Dein eigen — ich wünsche keine Liebe, als die Deinige — zu Dir bringe ich jede meiner Freuden, und jede meiner Sorgen findet Ruhe an Deinem Herzen.“

Mögen die sich freuen, die dieses Glück besitzen! Mögen Die, die nur die Erinnerung daran haben, Gott immer bitten, daß er ihnen diese Erinnerung bis zu dem Wiedersehen in der Ewigkeit, bis zur Auferstehung der Gerechten, lebendig erhalte.

Zweites Kapitel.

In einer der westlichen Umgebungen London's giebt es einen Theil, welcher zwischen dem Ausgange zweier großen Omnibusstraßen liegt, und doch so einsam und altmodisch ist, als ob er Meilen und Meilen entfernt von der Hauptstadt sei. Felder giebt es wohl nur wenige oder gar keine da, aber viele ruhige Plätze — wo Du im Frühling viel duftende Hagedornzweige pflücken kannst — weite Handelsgärten und große alte Bäume; an Sommerabenden aber hört man einen lauten Chor Vögelstimmen erschallen, besonders Lerchen, obgleich diese letztern „glückseligen Geister" nur in der Luft zu leben scheinen und man sich wundern muß, wie sie es möglich machen, ihre Nester in dem Kartoffelboden unten zu bauen. Vielleicht thun sie dies im Wetteifer mit ihren menschlichen Nachbarn — Schriftstellern, Schauspielern, Künstlern, von denen sich an diesem Orte viele zusammenfinden und viele dieser armen Wesen ihr tägliches Lied des Lebens hinaus in die Welt, gleich der Lerche in der Luft, singen; ohne daß Jemand weiß, welche geringe,

niedrige, manchmal öde Heimath das Nest ist, aus dem so liebliche Laute ertönen.

Nun gut, in diesem Theile London's gab es also ein Feldgäßchen (ein krummes, ungepflastertes, sonderbares, aber so liebes altes Gäßchen) und in diesem Gäßchen stand ein Haus und in dem Hause gab es zwei ganz besonders sonderbare Zimmer, wo Olive Rothesay mit ihrer Mutter lebte.

Der Zufall hatte sie dorthin geführt, aber Beide — und besonders Olive — dankten dem Zufalle jeden Tag ihres Lebens, daß er sie an solchen entzückenden, alten Ort gebracht hatte. Dies Woodford Cottage war der sonderbarste aller sonderbaren Aufenthaltsorte. Die Hausthüre und die Stallthüre waren dicht neben einander, und die Kellertreppe ging von dem Besuchszimmer aus; der gerade Weg von der Küche nach dem Speisezimmer führte durch eine Reihe Schlafzimmer, und die Treppe, die augenscheinlich in die Mauer gehauen war, hatte solch einen schönen, halsbrecherischen Winkel, der gemacht schien, um Jeden, der einmal hinaufging, zu verhindern, daß er wieder lebendig herunter käme. Wirklich, der Baumeister von Woodford Cottage mußte ein etwas verwickeltes Gehirn gehabt haben, das dadurch denselben unangenehmen Zustand in dem Gebäude hervorgebracht hatte.

Doch außer dieser geringfügigen Eigenthümlichkeit war es ein reizendes Haus zum Bewohnen. Es stand in einem Garten, dessen hohe Mauern alle Aussicht ausschlossen, außer auf die Bäume einer alten, verfallenen,

unbewohnten Besitzung, die einst ein berühmter Staatsmann bewohnt hatte, und die, eben so wie das Andenken an diesen großen Mann selbst, in Verfall und Vergessenheit gekommen war. Die Bäume aber wiegten sich und die Vögel sangen, wie es schien, zum einzigen Vortheil von Woodford Cottage und Olive Rothesay. Sie, die alles Gartenähnliche so liebte, war entzückt davon; sie fand diese einsame, sich selbst überlassene Ueppigkeit reizend, wo die Pfirsichen beinah wild an der Mauer wuchsen und ein riesiger Maulbeerbaum das ganze Jahr hindurch schön aussah. Noch dazu war das malerische, mit Bogenfenstern versehene Haus mit wundervoller Clematis überzogen, deren Blüthen während des Tages wie funkelnder Schnee glänzten, und deren Duft in der Nacht ein wirklicher Athem Eden's war. Kurz das Haus war ein großes, altes Haus, gerade passend für einen Träumer, Dichter oder Künstler; und ein Künstler bewohnte es auch wirklich, was denn für Olive kein geringer Anziehungspunkt gewesen war. Doch von ihm später.

Jetzt wollen wir Mutter und Tochter sehen, wie sie in dem einzigen Wohnzimmer sitzen, in welches aller Glanz von Merivale Hall und Oldchurch zusammengeschmolzen war. Aber sie klagten nicht darüber, denn sie waren bei einander, und jetzt wo das erste, bittere Gefühl des Verlustes vorüber war, fingen sie an, sich heiter — ja sogar glücklich zu fühlen.

Olive bewegte sich rasch durch die Glasthüre, die in den Garten führte, hin und her, und brachte von da ihre Schürze voll Blumen, die sie in dem großen, etwas

dunklen, dürftig meublirten Zimmer vertheilte. Mrs. Rothesay saß im Sonnenschein mit einer zarten Handarbeit beschäftigt. Mitten darin hielt sie inne und ließ ihre Hände mit einem Seufzer sinken. „Es geht nicht, Olive?“

„Was geht nicht, Mama?“

„Ich kann nicht sehen, meine Nadel einzufädeln. Ich muß wirklich alt werden.“

„O, nicht doch, Liebchen.“ Olive sagte oft Liebchen in einer Art beschützenden Zärtlichkeit. „Wie, Du bist noch gar nicht vierzig; sprich nicht vom alt werden, meine einzige, schöne Mama — denn Du bist schön, ich hörte, wie es Mr. Vanbrugh neulich zu seiner Schwester sagte, — und ein Künstler muß es doch natürlich verstehen,“ fügte Olive mit lieblicher Schmeichelei hinzu, indem sie die Hand ihrer Mutter ergriff und sie mit Bewunderung anblickte.

Und wirklich war sie auch dessen werth, denn über die zarte Schönheit von Sybille Rothesay hatte sich ein geistiger Reiz gebreitet, der mit der Abnahme ihres Lebens noch zunahm — und ihr Leben, wenn auch noch so jung, war doch im Abnehmen. Ihre Gesundheit war zwar nicht gebrochen, auch sah sie weder verblüht noch alt aus, aber sie veränderte sich nach und nach, wie der Baum, dessen reiches Grün in Farben übergeht, welche, obgleich noch lieblich, doch die entfernte aber gewisse Zeit anzeigen, wo die Herbsttage kommen und die Blätter zur Erde fallen. — Ja gewiß, auch ihr Lebensblatt mußte fallen. —

Mrs. Rothesay lächelte; süßer als alle Schmeicheleien ihrer Jugend klang ihr das zärtliche Lob ihrer Tochter. „Du bist ein thörichtes, kleines Mädchen, es thut aber nichts, nur wünschte ich, meine Augen quälten mich nicht so. Denke, Olive, wenn ich eine alte, blinde Frau würde, für die Du sorgen müßtest?“

Olive entriß ihr die Arbeit und schloß ihr die müden, schmerzenden Augen mit zwei innigen Küssen. Sie konnte es nicht ertragen, über diesen Gegenstand zu sprechen, vielleicht weil es oft Mrs. Rothesay's Gemüth bedrückte, und weil sie selbst eine unbewußte Ahnung hatte, daß doch einige Wahrheit in diesen Befürchtungen liege. So fing sie schnell an, von anderen Gegenständen zu sprechen.

„Hörst Du, Mama, wie Mr. Vanbrugh in seinem Nebenzimmer über uns herumgeht? Er thut dies immer, wenn er mit seinem Gemälde unzufrieden ist, und doch braucht er dies gewiß nicht zu sein, o, wie schön es ist! Miß Meliora führte mich gestern hinein, als er ausgegangen war.“

„Sie scheint Dich ganz zu ihrem Lieblinge erwählt zu haben, mein Kind.“

„Ihr Kätzchen lief letzte Woche davon, dem müssen wir es zuschreiben, Mama,“ sagte Olive muthwillig. „Aber wirklich, ich sollte nicht über sie lachen, denn man muß etwas zum lieben haben, und sie hat nichts als ihre stummen Lieblinge.“

„Und ihren Bruder.“

„O ja, ich möchte wissen, ob er außer von ihr noch von Jemand geliebt wird, oder ob er jemals lieben

konnte," sagte Olive nachdenklich. „Aber, Mama, wenn er auch selbst nicht hübsch ist, so bewundert er doch Schönheit an Anderen. Was meinst Du? Er sehnt sich das Gesicht einer gewissen Person zu malen, um es in seinem Bilde anzubringen, und ich versprach, Dich darum zu bitten. O, Liebchen, sitze ihm! Es würde Dich nicht sehr bemühen und ich würde sehr stolz sein, meine schöne Mama in der nächsten Academieausstellung zu sehen."

Mrs. schüttelte ihren Kopf.

„Nun, da kommt er selbst, Dich zu bitten," rief Olive, als ein langer, sehr langer Schatten das Fenster verdunkelte und seine Person in das Zimmer trat.

Er war ein sehr sonderbar aussehender Mann — dieser Mr. Vanbrugh; Olive hatte wirklich recht, ihn „nicht hübsch" zu nennen, denn kaum konnte man zweimal im Leben einen häßlicheren Menschen sehen. Seine riesenhafte und abstoßende Figur, seine rauhen Gesichtszüge machten ihn zu dem entschiedenen Gegensatze seiner auserwählten Schöpfungen, und deshalb gerade schuf er sie. In seiner sorgenvollen Jugend quälte ihn der Gedanke an den Segen, der ihm versagt war und er sagte: „Die Vorsehung hat mich häßlich gemacht, ich will die Vorsehung übertreffen, ich, mit eigenen Händen will immer Schönes schaffen." Dies that er und was er schuf, das liebte er. Er machte die Kunst zu seiner Geliebten, und wie der Bildhauer von Rhodus schloß er sie in seine Seele Tag und Nacht, bis sie warm und lebensvoll wurde und ihm für jedes menschliche Band Ersatz gab. So hatte Michael Vanbrugh fünfzig Jahre

ein einsames, sogar düsteres Leben geführt, immer dem Florentiner Meister nachstrebend, dessen Vornamen zu tragen er schon für Ruhm hielt. Er malte große Gemälde, die Niemand kaufte, aber die er und seine treue, kleine Schwester Meliora deshalb nur für um so bedeutender hielten. Die Welt verstand ihn nicht, noch verstand er die Welt; so schloß er sich gänzlich von ihr ab, bis sein kleines, schnell abnehmendes Vermögen ihn veranlaßte, die Witwe und Tochter als Miethbewohner in sein Haus zu nehmen. Vielleicht hätte er sich nicht dazu entschlossen, wenn nicht Miß Meliore angedeutet hätte, wie lieblich die Erstere sei und wie nützlich sie ihm als Modell sein könne, wenn sie bekannter zusammen würden.

Jetzt kam er, seine Bitte vorzutragen, was er ohne große Umstände that, denn nach seiner Meinung hatte Alles im Leben nur einen Zweck, nämlich die Kunst. Alle Schönheit schien ihm nur gemacht, um gemalt zu werden, und so kam er denn auch jetzt zu seiner Miethbewohnerin mit der folgenden kurzen Anrede: „Madame, ich brauche einen griechischen Kopf, der Ihrige paßt mir, wollen Sie die Güte haben mir zu sitzen?“ Und dann fügte er, als eine besänftigende, schmeichelhafte Ermuthigung, hinzu: „Es gilt meinem großen Werke — meiner ‚Alceste‘ — eins der sechs auf einander folgenden Gemälde, die ich eines Tages zu beendigen hoffe.“

Er schüttelte sein langes, ergrauendes Haar zurück und betrachtete mit forschendem Blicke die milden Züge der Dame, die er bisher nur mit der gewöhnlichen

Höflichkeit einer Bekanntschaft, die auf einem zweimonatlichen Zusammenwohnen in demselben Hause beruhte, begegnet war.

„Vortrefflich, Madame; Ihre Züge sind ganz die richtigen — sie sind wirklich vollkommen.“

„Wirklich, Mr. Vanbrugh, Sie sind sehr artig,“ fing die Witwe schwach erröthend an und wandte sich bittend zu Olive, die ganz entzückt war, denn sie betrachtete den alten Künstler mit eben so viel Ehrfurcht, als wäre er Michel Angelo selbst.

Er unterbrach sie Beide. „Ja, das wird gerade passen;“ und er machte ein paar Zauberlinien in der Luft über Mrs. Rothesay's Kopf. „Eine gute Stirn — griechischer Mund. Wenn Sie mir den Gefallen thun wollten, Madame, Ihre Haube abzusetzen? Ich danke Ihnen, Miß Olive, Sie verstehen mich, sehe ich. Das wird gehen — die weiße Drapirung über dem Haar — ach göttlich! Meine Alceste nach dem Leben! Madame — Mrs. Rothesay, Ihr Kopf ist himmlisch; er wird in meinem Gemälde auf die Nachwelt übergehen!“

Er ging im Zimmer auf und ab, sich die Hände in entzücktem Stolze reibend, denn dieser war in seiner vollkommenen Einfachheit etwas ganz anderes als niedrige Eitelkeit oder Selbstüberhebung. „Mein Werk, mein Bild,“ dessen er sich so rühmte, war gänzlich verschieden von „ich der Mensch, der es ausführte.“ Sich selbst betete er nicht an, kaum sein wirklich gemaltes Werk, sondern das Ideal, das immer vor ihm

schwebte, und welches er, zum größten Elende seines Lebens, nie ganz erreicht hatte.

„Wann soll ich sitzen?" fragte schüchtern Mrs. Rothesay, die doch zu sehr Weib war, um nicht von des Künstlers Lob angenehm berührt zu sein.

„Gleich, Madame, augenblicklich, während die Stimmung noch über mir ist. Miß Rothesay, Sie werden den Weg zeigen, Sie sind nicht unbekannt mit den Geheimnissen meines Kunsttempels." Dies war sie auch wirklich nicht, da sie schon einmal wohl drei Stunden in der schweren Stellung einer „rasenden Casandra" gestanden hatte, während er ihre ausgestreckten schönen Hände malte.

In dem Augenblicke, wo ihr Fuß die Schwelle eines Malers Studirzimmer überschritt, war sie glücklich, denn Olive's Liebe für die Kunst war mit ihr gewachsen, hatte sich mit ihr gekräftigt, und die künstlerische Atmosphäre, in der sie jetzt lebte, hatte diese Liebe noch um das Zehnfache vermehrt.

„Wirklich, Miß Rothesay, Sie scheinen Alles zu verstehen," sagte Michael Vanbrugh, als sie ihm mit wahrem Stolze und Entzücken half, ihrer Mutter die richtige Stellung zu geben, und sich endlich selbst ganz in die Bewunderung der Alceste vertiefte. „Sie hätten die Tochter oder die Schwester eines Künstlers sein sollen."

„Ich wollte, ich wäre es gewesen."

„Meine Tochter ist selbst einigermaßen Künstlerin, Mr. Vanbrugh," bemerkte Mrs. Rothesay mit mütter=

lichem Stolze, wurde aber durch Olive, die tief erröthete, durch eine bittende Bewegung unterbrochen.

Der Maler fuhr fort zu malen, er sah nichts, dachte nichts als seine Alceste, denn er war wirklich ein Enthusiast. Olive beobachtete unterdeß, wie unter der groben, schlechtgeformten Hand Bilder von vollkommener Schönheit entstanden; wie in diesem Körper, der beinah abstoßend durch Häßlichkeit war, eine Fähigkeit wohnte, die die höchsten Ideale der Lieblichkeit hervorbringen konnte; und stärker als je erwachte in des Mädchens Geist die Ueberzeugung von der Majestät der Seele.

Dies war ein tröstender Gedanke für Eine, der gleich ihr, wie sie meinte, so viele äußere Lieblichkeiten des Lebens versagt worden waren; zwischen ihr und Michael Vanbrugh herrschte eine eigene Uebereinstimmung, zu Beiden schien die Natur gesagt zu haben: „Entsage dem Körper, nimm zum Ersatz die Seele!“

Die Sitzung hatte einige Stunden gedauert, während welcher es Mrs. Rothesay's ganzer sanfter Geduld bedurfte, um Olive's Begeisterung zu willfahren, indem sie die genauste Stellung eines Künstlermodells beibehielt. Alceste aber wurde ihrer Pflichten gänzlich müde, als sie durch ein, in Woodford Cottage seltenes Ereigniß unterbrochen wurden, nämlich durch den Postboten. Vanbrugh nahm mürrisch seine Zuflucht zu seiner Gliederpuppe mit Draperie, während Mrs. Rothesay ihren Brief las oder ihn vielmehr nur ansah und Olive übergab, nur zu froh, der Mühe einer Correspondenz überhoben zu sein.

Olive untersuchte die Aufschrift, wie man manchmal unnütz genug thut, während doch das Oeffnen des Siegels alles erklären würde. Es war eine sonderbare, kühne, gerade Handschrift, deutlich wie Druck, frei von allen calligraphischen Schnörkeln, die den Charakter des Schreibers, wie es jede Handschrift einigermaßen thut, anzeigte. Etwas excentrisch konnte dieser sein, schnell, ruhelos in seinen aufgerichteten Gs und Hs, aber doch war es eine gute, eine ehrliche Hand. Olive dachte so und liebte sie, und begierig zu wissen, wer der Schreiber sein könnte, öffnete sie den Brief und las: —

„Madame! — Aus Achtung für Ihre kürzliche Trauer habe ich einige Monate das Stillschweigen bewahrt — ein Stillschweigen, welches, wie Sie zugeben werden, mehr war, als man erwarten konnte. Vielleicht sollte ich es auch jetzt nicht brechen, gält' es nicht dem Rechte meiner Gattin und Mutter, welche durch die Folgen einer Handlung leiden müssen, die aus meiner eigenen Thorheit hervorging, und auch aus eines Anderen grausamer — aber nein, ich will keine harten Worte gegen Einen gebrauchen, der jetzt nicht mehr ist.

„Vielleicht wissen Sie nicht, Madame, daß Ihr verstorbener Gatte, kaum zwei Tage vor seinem Tode, wo er, aller menschlichen Ansicht nach, sich schon für ruinirt halten konnte, von mir Beistand in einer Geschäftsangelegenheit annahm, die die beigefügte Correspondenz zwischen meinem Anwalte und dem Ihrigen genügend erklären wird. Diese meine Handlung, die ich aus Rücksicht auf eine alte Freundschaft zwischen meiner

Mutter und Kapitän Rothesay ausführte, unterwirft mich einer so schweren Schuld, daß, wenn ich sie bezahle, mein Einkommen sehr verkürzt wird und noch für viele Jahre verkürzt bleiben müßte.

„Ihr Gemahl gab mir keine Sicherheit, ich wollte keine, deshalb habe ich kein gesetzliches Recht zur Wiederherstellung dieses großen, bitteren Opfers, welches mich täglich meine Thorheit verwünschen läßt, je einem Menschen der Erde vertraut zu haben. Aber ich frage Sie, Madame, die Sie gesichert vor den Folgen der Insolvenz Kapitän Rothesay's, wie ich gehört habe, in Bequemlichkeit, wenn nicht in Ueberfluß zurückgelassen sind — ich frage, ist es recht, in Ehre und Ehrlichkeit recht, daß ich, ein Geistlicher mit kleinem Gehalte, von den harten Folgen einer That leiden sollte, bei der mir, ich bin es bei aller Nachsicht für den Todten überzeugt, doch gewiß sehr unrecht geschehen ist?

„Indem ich Ihre Antwort erwarte, bin ich, Madame

Ihr ergebener

Harold Gwynne."

„Harold Gwynne!" Olive wiederholte den Namen für sich selbst und ließ den Brief auf den Boden fallen; es war gut, daß sie hinter dem großen Gemälde verborgen stand, so daß ihre Mutter nichts von der Pein merkte, die ihr der Brief verursachte.

Das Geheimniß war also gelöst. Jetzt wußte sie, warum ihr sterbender Vater in der letzten Todesangst den Namen „Harold" geschrieben hatte — ihr armer

Vater, der hier, durch Andeutung wenigstens, einer wissentlichen That der Unehrlichkeit beschuldigt wurde! Sie sah den Brief mit einem Gefühl des Abscheu's an — so kalt und grausam schien er ihr; und diese herzlose Beschuldigung kam vom Gatten Sara Derwent's! War es nicht, als sollte jede Verbindung mit dem Namen Harold Gwynne's ihr nur Bitterkeit bringen?

„Nun, und der Brief?" sagte Mrs. Rothesay, als sie aus dem Atelier nach ihrem eignen Zimmer gingen.

„Er bringt Nachrichten, die Dich betrüben werden. Es schadet aber nichts, Herzensmama, wir werden alle Sorgen zusammen tragen," und so kurz und mild sie nur konnte, erklärte sie den Brief — zugleich aber auch die für Mrs. Rothesay noch unbekannte Thatsache, daß ihr Gatte in seinen letzten Augenblicken sichtlich noch gewünscht hätte, die Schuld abzutragen.

Olive hatte wohl den Eindruck vorausgesehen, den dies auf ihrer Mutter Gemüth machen würde. Thränen, erzürnte Ausrufungen und bittere Klagen; aber die Tochter besiegte Alles.

„Nun, liebe Mama," flüsterte sie, als Mrs. Rothesay etwas beruhigt war, „wir müssen den Brief gleich beantworten. Was sollen wir sagen?"

„Nichts! Dieser grausame Mann verdient keine Antwort."

„Mama!" rief Olive etwas vorwurfsvoll. „Was er auch sein mag, wir sind augenscheinlich seine Schuldner. Sogar Mr. Wyld giebt dies zu, wie Du siehst.

Wir müssen nicht Gerechtigkeit und Ehre vergessen — die Ehre meines armen Vaters."

„Nein, nein! Du hast recht, mein Kind; wir wollen Alles thun, wenn es seinem theuren Andenken gilt," schluchzte die Witwe, deren Liebe durch den Tod geheiligt und mit einer erneuten Zärtlichkeit bereichert worden war. „Aber, Olive, Du mußt schreiben, ich kann nicht!"

Olive willigte ein; schon seit lange hatte sie ähnliche Pflichten übernommen. Sogleich setzte sie sich nieder, um diesen furchtbaren Brief zu verfassen; es nahm ihr einige Zeit, denn sie fühlte einen fortwährenden Kampf zwischen der nothwendigen Förmlichkeit eines Geschäftsbriefes und dem Antriebe verwundeter Gefühle, so natürlich dem Kinde des Verstorbenen. Das beendete Schreiben war eine sonderbare Mischung von beiden.

„Soll ich Dir ihn vorlesen, Mama? Dann wird der Gegenstand nicht mehr auf Deinem Gemüthe lasten," sagte Olive, als sie sich an ihrer Mutter Stuhl stellte. — Mrs. Rothesay willigte ein.

„Nun denn, so fängt er an: — ‚Ehrwürdiger Herr' (ich muß ihn so anreden, Du weißt, weil er ein Geistlicher ist, obgleich er so hart scheint und gar nicht wie ein christlicher Prediger sein sollte.)"

„So ist er auch wirklich nicht, mein Kind — aber fahre fort." Und Olive las:

„Ehrwürdiger Herr — Nach dem Wunsche meiner Mutter richte ich meine Worte an Sie, um zu sagen,

wie überrascht sie über die Ansprüche war, die Sie an meinen verstorbenen Vater zu machen hatten. Sie kann nur darauf antworten, indem sie Sie noch für einige Zeit um Ihre Geduld bittet, bis sie fähig ist, die Schuld abzutragen — nicht von dem Reichthume, den Sie ihr zuschreiben, sondern aus ihren jetzt sehr beschränkten Mitteln. Und ich, meines Vaters einziges Kind, die ich wünsche, sein Andenken von der Beschuldigung, die Sie auf ihn werfen, frei zu halten, muß Ihnen sagen, daß er seine letzten Augenblicke benutzte, um zu versuchen Ihren Namen zu schreiben. Bis jetzt konnten wir das nicht begreifen. O, mein Herr, war es gerecht oder gütig von Ihnen, den Todten so hart zu beurtheilen? Mein Vater beabsichtigte, Sie zu bezahlen; wenn Sie gelitten haben, war es durch sein Unglück — nicht durch sein wissentliches Unrecht. Haben Sie etwas Geduld mit uns und alle Ihre Ansprüche sollen gänzlich befriedigt werden.

Olive Rothesay."

„Du hast aber Sara nicht erwähnt. Ich möchte wissen, ob sie davon weiß!" sagte die Mutter, als Olive den Brief zusammenfaltete.

„Still, Mama, laß mich alles Vergangene vergessen, vielleicht ist auch sie nicht zu tadeln. Ich kenne Karl Geddes; vielleicht wollte Sara nicht gern von mir mit ihrem Manne sprechen."

Aber mit einem Blicke bitteren Schmerzes schrieb Olive die Aufschrift ihres Briefes — „Pfarrhaus Har=

bury" — Sara's Heimath! Und auch bei dem Namen von Sara's Gatten zögerte sie.

„Harold Gwynne! O Mama, wie verschieden können doch Namen aussehen! Den Anblick dieses hier kann ich nicht ertragen! Ich hasse ihn."

Noch Jahre nachher erinnerte sich Olive dieser Worte.

Drittes Kapitel.

Während der alte Maler in Woodford Cottage ein Einsiedler und Menschenfeind war, begegnete man wohl selten einem solchen Strome allgemeiner Menschenliebe, wie er in dem Herzen seiner vortrefflichen, kleinen Schwester, Miß Meliora Vanbrugh, Jedermann in Fülle entgegenströmte. Von dem Tage ihrer Geburt an, wo ihr mittelloser Vater ihr in der Hoffnung auf ein zu erwartendes Erbe den so außergewöhnlichen Vornamen gegeben hatte, trachtete Miß Meliora nach ungewissen, ihr aus der Ferne winkenden goldenen Bergen, aber während ihres ganzen Lebens jagte sie ihnen vergebens nach und ergriff nie etwas Anderes, als die davoneilenden Schatten. Sie war nie reich geworden, trotz aller Hoffnungen darauf; sie hatte nie geheirathet, denn Niemand hatte sie verlangt. Ob sie aber geliebt hatte — das war eine andere Frage. Wahrscheinlich hatte sie die Tage ihrer Jugend vergessen, wenigstens sprach sie nie mehr von ihnen.

Aber obgleich ihr Name, hinsichtlich ihrer selbst, nur

Spott schien, war er es doch nicht für Andere, denn wohin sie kam, brachte sie immer „bessere Dinge" wenigstens in Aussicht. Sie war das hoffnungsvollste, kleine Wesen von der Welt und führte immer einen ganzen Schatz tröstender Sprüchwörter bei sich, von „langen Gassen," die die „glücklichsten Wendungen" hätten und von „wolkigen Morgen," die sich ganz gewiß in „sehr schöne Tage verwandeln würden." Immer hatte sie in ihrem Herzen einen ganzen Garten voller kleiner, knospender Segnungen, und obgleich sie nie zu Blumen wurden, hielt sie sich doch an die Zukunft, wo sie es vielleicht einmal sein würden und war deshalb immer befriedigt. Die arme Miß Meliora! wenn ihre Hoffnungen nie erblühten, hatte sie ja auch nie den Kummer, sie sterben zu sehen.

Ihr ganzes Leben war von dem einen großen Wunsche durchdrungen: ihren Bruder als Präsidenten der königlichen Academie zu sehen. Als sie noch Schulmädchen und er Schüler war, hatte sie im Geheimen sein Portrait gezeichnet, das einzig vorhandene seines häßlichen, aber doch seelenvollen Gesichts und hatte seinen Namen mit den zaubervollen Buchstaben P. R. A. darunter gesetzt. Sie war sicher, einst würde die Prophezeihung wahr werden, dann wollte sie ihm das Portrait zeigen und ihre bescheidene, schwesterliche Liebe am Saume des Gewandes seines Ruhmes auf die Nachwelt übergehen lassen.

Alles dies erzählte Meliora eines Tages ihrem Lieblinge, Olive Rothesay, als sie zusammen den Garten

besorgten, eine Beschäftigung, in der ihr Geschmack zusammentraf; was nicht wenig zu der Liebe und dem Vertrauen beitrug, das sich nach und nach zwischen ihnen entspann.

„Es ist etwas Großes, Künstler zu sein,“ sagte Olive nachdenklich.

„In der ganzen Welt kommt nichts Dem gleich, meine Liebe. Denken Sie an alle die Geschichten der kleinen Bauerknaben, die sich so erhoben haben, daß sie die Gefährten von Königen wurden, wodurch sich doch diese noch am meisten mußten geehrt fühlen. Denken Sie an Franz I. und Titian, an Heinrich VII. und Hans Holbein, an Van Dyk und Karl I.“

„Sie scheinen die Kunst wirklich studiert zu haben, Miß Vanbrugh. Ich wollte, Sie theilten mir etwas von Ihren Kenntnissen mit.“

„Gewiß will ich das, liebes Kind,“ sagte das stolze, entzückte kleine Wesen. „Sie müssen wissen, als junges Mädchen las ich Alles, was Kunst betraf, um mit meinem Bruder Michael darüber sprechen zu können; zwar lies er es nie dazu kommen, aber vielleicht thut er es doch künftig noch einmal.“

Olive's Gedanken schienen aber von der Unterhaltung und auch von ihrer Beschäftigung abzuschweifen, denn das Resedabeet, das sie jäteten, verlor eben so viel Blumen, als Unkraut. Endlich sagte sie:

„Miß Meliora, können Künstler wohl auch je reich werden?“

„Michael ist es nicht geworden,“ antwortete ihre

Freundin (wobei Olive über ihre unbedachte Frage erröthete). Doch Michael hat besondere Ansichten, und ich bin überzeugt, er wird doch noch ein reicher Mann werden, eben so, wie Sir Joshua Reynolds und Sir Thomas Lawrence und noch manche Andere."

Olive fing wieder an, nachzudenken, dann sagte sie schüchtern: „Ich möchte wissen, warum Sie mit all' Ihrer Liebe zur Kunst nicht selbst Künstlerin geworden sind?"

„Behüte Gott, mein Kind, ich würde nie an so etwas denken; ich habe für nichts Genie und Talent — Michael sagt es immer. Ich eine Künstlerin! — ein armes, kleines Weib wie ich!"

„Doch aber sind auch Frauen oft Malerinnen gewesen."

„O ja, genug. Denken Sie nur an Angelica Kauffmann, an Properzia Rossi und Elisabeth Sirani; zu unsern Zeiten giebt es Mrs. A— und Miß B— und die beiden C—s. Und wenn man von den alten italienischen Meistern liest, findet man, daß viele von ihnen Frauen, Töchter oder Schwestern hatten, die ihnen wirklich halfen. Ich wollte, ich wäre eine solche geworden! Verlassen Sie sich darauf, liebes Mädchen," sagte Meliora, die ganz gesprächig in ihrer Begeisterung wurde, „es giebt keine Laufbahn in der Welt, die mehr Ruhm, Reichthümer und Glück bringt, als die eines Künstlers."

Olive glaubte dem unschuldigen Optimismus ihrer Gefährtin nur halb, aber doch machten ihr die Worte einen tiefen Eindruck, denn ihr Gemüth wurde von einem

Chaos sorgenvoller Gedanken bewegt. Von dem Tage an, wo Mr. Gwynne's Brief kam, hatte sie unter der Last dieser schweren Schuld fortgekämpft, denn es mußte lange Jahre dauern, ehe sie abgetragen werden konnte, wollte sie nicht von ihrem beschränkten Einkommen einen großen Abzug machen. Und wie konnte sie dies vorschlagen? wie konnte sie es ertragen, ihre zarte, oft leidende Mutter der kleinen Bequemlichkeiten des Lebens, die schon zu Nothwendigkeiten geworden waren, beraubt zu sehen? Ihr Brief hatte noch keine Antwort bekommen — so war ihr Gläubiger wenigstens ein geduldiger; aber dieser Gedanke reizte Olive nur noch mehr an, sich der Schuld zu entledigen. Tag und Nacht bedrückte es sie und Pläne auf Pläne wurden ersonnen, hauptsächlich aber im Geheimen, denn die Erwähnung solcher schmerzlicher Umstände war mehr, als ihre Mutter ertragen konnte; und wenn sie es ja wagte, das Eine oder das Andere vorzuschlagen, wodurch sie Mittel in die Hand bekäme, jene Sorge von sich zu wenden, machten immer Mrs. Rothesay's Klagen und Bitten die Ausführung ganz unmöglich.

Jetzt hatte aber die Unterhaltung mit Miß Vanbrugh eine neue Aussicht eröffnet, wie sie mit der Zeit fähig sein konnte, das Andenken an ihren Vater wieder herzustellen und ihre Mutter von jedem Opfer, das diese Schuld verlangte, zu befreien. Und auf diese Weise — dies Geständniß wird zwar vielleicht das Romantische ihres Characters verringern — war es kein Streben nach Ruhm, kein vom Genius begleiteter Ehrgeiz, son=

dern nur der bloße Wunsch, Geld zu verdienen, der Olive Rothesay zuerst den Gedanken fassen ließ, Künstlerin zu werden.

Nur schwach dämmerte zuerst dieser Gedanke, so schwach, daß sie ihn kaum gegen ihre Mutter auszuhauchen wagte; aber er spornte sie an, unaufhörlich an ihren Zeichnungen zu arbeiten, im Stillen sich über Manches von Miß Meliora Auskunft geben zu lassen und des Malers Atelier so oft als möglich aufzusuchen, um sich mit vielen seiner Geheimnisse vertraut zu machen. Sie hatte sich in Vanbrugh's Gnade einzuschleichen gewußt und er benutzte sie in tausend verschiedenen Weisen.

Indem Olive aber im Geheimen und ohne Ermuthigung von Außen arbeitete, fand sie ihre Fortschritte im Zeichnen — sie wagte nicht, diese bescheidenen Versuche Kunst zu nennen — wirklich sehr gering. Eines Tages, als Mrs. Rothesay ausgegangen war, kam Meliora hinein, um mit ihrem jungen Lieblinge zu plaudern und fand Olive allein und still weinend; neben ihr lag eine unbeendete Zeichnung, welche sie schnell verbarg, ehe Miß Vanbrugh bemerken konnte, welches ihre Beschäftigung gewesen war.

„Liebes Kind, was ist geschehen? — keine ernstliche Sorge, hoffe ich?" rief des Malers kleine Schwester, deren Herz von Mitleid überströmte, wenn sie Thränen in fremden Augen sah. Die von Olive flossen aber schneller — da sie sich wirklich recht elend fühlte; heute erst hatte ihre Mutter die Ansprüche Mr. Gwynne's

sorgenvoll erwähnt und sich bereit erklärt, manche kleine persönliche Opfer ihrerseits bringen zu wollen, was der zärtlichen Tochter tief im Herzen wehe that.

Meliora strengte sich vergeblich an, Olive zu trösten, so daß sie endlich ging und als letzten Versuch zwei kleine Kätzchen holte, die sie als Trost in Olive's Schooß legte; denn ihre eigne Freude und Beruhigung suchte sie ja auch immer in ihrer Hausmenagerie, aus der sie großen, künftigen Segen sich entfalten sah. Sie besaß immer entweder eine so schöne Katze, daß, wenn Edwin Landseer sie gehabt hätte, gewiß alle seine Thierbilder einen neuen Umschwung erhalten haben würden, oder auch einen so bezaubernden Dachshund, daß sie beabsichtigte, die Vorliebe der damals noch jungen Königin für Hunde zu benutzen, ihn ihr zu überreichen, wodurch sie eine ganze Fülle von Wohlstand auf das Haus der Vanbrugh's herbeizuzaubern hoffte.

Olive trocknete ihre Thränen und streichelte die Kätzchen (denn ihre Verdienste stiegen in Meliora's Augen durch die Neigung zu ihren Lieblingsgeschöpfchen) und ließ sich dann durch zärtliche Theilnahme an ihrem Kummer beruhigen.

„Ich will nicht fragen, weshalb Sie unglücklich sind, mein Kind, denn Michael meint immer, daß ich schon etwas zu viel weibliche Neugierde besitze; ich frage nur, könnte ich Sie vielleicht in irgend etwas trösten?“

Es war etwas so Zartes in ihrer Theilnahme, daß sich Olive geneigt fühlte, der sanften Meliora ihr Herz zu öffnen. „Ich kann Ihnen nicht Alles mittheilen,“

sagte sie, „ich glaube, es würde nicht ganz recht sein;“ und zitternd und zögernd, als ob sogar dies Geständniß etwas Beschämendes hätte, flüsterte sie zu ihr von ihrer großen Sehnsucht, sich selbst etwas Geld erwerben zu können.

„Ihnen, mein Kind, Ihnen fehlt es an Geld?“ rief Miß Meliora, die immer auf ihre neue Hausgenossin, Mrs. Rothesay, wie auf eine Art häuslicher Goldmine geblickt hatte; dennoch hatte sie das Zartgefühl, nicht weiter in Olive zu dringen.

„Es fehlt mir allerdings, ich kann Ihnen nicht sagen, wozu, aber es ist zu einem guten — einem heiligen Zwecke. — O, Miß Vanbrugh, könnten Sie mir doch irgend einen Weg anzeigen, selbst Geld zu erwerben! Denken Sie für mich nach, Sie, die Sie so viel mehr von der Welt wissen, als ich.“

Diese Wahrheit aber konnte nicht die Thatsache widerlegen, daß die unschuldige kleine Miß Meliora doch noch ein Kind in der Weltweisheit war; dies bewies sie durch ihren nächsten Ausspruch, den sie nach einigen Minuten Ueberlegung mit einer Feierlichkeit, als sei es ein Orakel, verkündete: „Mein Kind, es giebt nur einen Weg, Reichthum und Wohlstand zu gewinnen und der wäre, wenn Sie Sinn und Talent zur Malerei hätten.“

Olive sah begierig auf: „Ach, das ist ja gerade Das, worüber ich so lange Zeit nachgesonnen habe, bis ich mich endlich ganz ordentlich meiner Anmaßung schämte.“

„Ihrer Anmaßung?“

„Ja, denn manchmal meinte ich wirklich, meine Zeichnungen seien nicht so ganz schlecht, und da ich die Malerei so unbeschreiblich liebe, würde ich Alles in der Welt hingeben, könnte ich Künstlerin werden!“

„Sie zeichnen? Sie sehnen sich, Künstlerin zu werden?“ Dies war genug, um Olive in Meliora's Augen vollkommen zu machen. Sie sprang auf und umarmte ihren jungen Liebling mit der größten Begeisterung. „Ich wußte, daß dies in Ihnen lag; alle gute Menschen müssen die Kunst lieben, und Ihr Wunsch soll erfüllt werden, mein Bruder wird Sie unterrichten; ich muß augenblicklich zu ihm, ihn zu fragen.“

Aber Olive hielt sie zurück, denn ihr armes, kleines Herz fing an, kleinmüthig zu werden. Wie, wenn ihre lang gehegten jugendlichen Träume mit einem Male vernichtet werden sollten — wenn Mr. Vanbrugh's strenges Urtheil ihr jedes Talent absprechen und ihr alle Aussicht, je Künstlerin zu werden, benehmen würde!

„Nun, erschrecken Sie nicht, gutes Kind, lassen Sie mich Ihre Skizzen sehen, ich verstehe auch etwas davon, obgleich Michael meint, es wäre nicht so,“ sagte Miß Meliora.

Und Olive, deren Wangen tief errötheten, und die von der innern Bewegung erregt war, die jeden jungen Künstler oder Dichter mit wirklicher Angst ergreift, wenn die ersten rohen Erzeugnisse seines Strebens an's Tageslicht kommen, stand neben der gütigen, kleinen Schwester

des Malers, die in einer Mappe blätterte, gefüllt mit den verschiedenartigsten Kunstproducten.

Aber auch die Eigenthümlichkeit dieser Entwürfe zeigte den Geist der Kunst, der sie dictirt hatte; es waren nicht die gewöhnlichen, niedlichen, wohlvollendeten Damenzeichnungen mit halbzusammengefallenen Hütten und Bäumen, die wohl kein Botaniker erkennen konnte — oder mit glatten Kreideköpfen, die sich durch schönen Mund und gebogne Nase auszeichnen. Olive's Skizzen waren so unbearbeitet, als nur möglich, und wenige nur gelangten bis zu der Würde des Zeichenpapiers. Sie enthielten zahllose Federzeichnungen des einen schönen Gesichts, das dem Herzen der Tochter am nächsten stand — rohe Studien in Kohle nach der Natur — Umrisse von Bildern, die sie irgend einmal gesehen hatte und unter welchen Meliora's Auge mit Stolz einige ihres Bruders bemerkte — und zerstreut auf jedem Streifchen Papier eine lächerliche Masse Originalbleistiftzeichnungen, die alle nur denkbaren, lebende oder todte Dichter illustrirten.

Michael Vanbrughs Schwester konnte im Reiche der Kunst nicht ganz unwissend sein und wirklich hatte sie sich im Stillen eine ganz richtige Kritik darin zugeeignet. Sie durchblätterte die Mappe mit verschiedenen Bemerkungen und schloß sie zuletzt mit einem Blicke so strahlend und ermuthigend, daß Olive vor Freude zitterte.

„Wir wollen zu Michael gehen, schnell zu Michael," war Alles, was die gute, glückliche Meliora sagen konnte; und hin gingen sie.

Unglücklicherweise war Michael gerade nicht recht er selbst; er war von einem läppischen Menschen, der sich das Ansehen eines Kenners gab, in Harnisch gebracht worden und versuchte es nun, seine erregten Geister wieder etwas zu besänftigen und sich durch Einsamkeit und seine Alceste zu beruhigen. So war denn sein „Nun, was giebt es?" mehr eine Art unterdrückten Bellens als ein Gruß und er mäßigte sich nur etwas beim Anblicke Olive's.

„Bruder!" rief Miß Meliora, indem sie es versuchte, ihre sich schon verlierende Begeisterung in einen muthigen Ausruf zu sammeln: „Michael, ich habe ein neues Genie entdeckt! Sieh hier her und sage, ob Olive Rothesay nicht Künstlerin werden kann!"

„Was — eine Frau soll Künstlerin sein? Lächerlich!" war die Antwort. „Halt, komm nicht an mein Bild, die Farben sind naß; geh fort."

Und da stand er mit erhobenem Malerstock und Palette, gleich einem riesigen Krieger, der den Altar der Kunst mit Schild und Speer bewacht.

Seine arme, kleine Schwester war ganz bestürzt und versuchte es, die Zeichnungen aufzusuchen, die zu Boden gefallen waren; aber er rief mit donnernder Stimme: „Laß sie liegen!" und bat dann Meliora, das Zimmer zu verlassen.

„Nun gut, Bruder — vielleicht ist es besser, wenn Du die Skizzen ein andermal siehst. Kommen Sie, Olive."

„Wartet, ich brauche Miß Rothesay; Niemand weiter

versteht so den purpurnen Mantel zu tragen und ich muß heute Draperie malen, zu weiter bin ich nichts tauglich, Dank dem verwünschten Laffen, der eben gegangen ist. Entschuldigen Sie, Miß Rothesay," murmelte der alte Maler in einem leichten Tone von Herablassung, was Meliora zu einem zweiten Versuche ermuthigte.

„Nun, Bruder, wenn Dein Tag einmal verdorben ist, so könntest Du doch vielleicht einen Blick —"

„Ich will nichts sehen, geh weg und laß Miß Rothesay hier — sie ist die Einzige Eures ganzen Geschlechts, die werth ist, in einem Maleratelier zu sein.

Hierauf warf Meliora Olive ein ermuthigendes Lächeln zu und verschwand dann, indem sie gar nicht mehr an ihrer gutmüthigen Sendung zweifelte.

Olive, gedemüthigt und betrübt, bereitete sich zu ihrer freiwilligen Pflicht als Vanbrugh's Modell vor. Hätte sie seinen Genius nicht so sehr verehrt, so würde ihr der Mann gewiß zuwider gewesen sein, aber ihre Verehrung für das Großartige war so glühend, und ihre weibliche Geduld so bereit zum Vergeben, daß sie seine gelegentlichen, sonderbaren Launen beinahe eben so mild, wie Meliora selbst ertrug. Heute zum hundertsten Male beobachtete sie, wie des Malers Stirn sich glättete und seine Stimme sich sänftigte, sobald der Einfluß seiner schönen Schöpfung auf ihn überging. Alceste, die ruhig von der Leinwand lächelte, goß Balsam in seine gekränkte Seele.

Aber unter den purpurnen Falten zitterte noch

immer das betrübte Herz der armen, kleinen Olive. Erst jetzt, wo ihre Hoffnung so zu Boden gedrückt war, merkte sie, wie sehr ihre Seele daran hing. Sie dachte an Michael Vanbrugh's spöttischen Tadel und bittere Beschämung kam über sie. Als geduldiges Modell stand sie da — ihre Finger wurden steif über der vollen Draperie und ihre Augen ermüdeten, indem sie immer auf eine Stelle blickten, um dieselbe Richtung beizubehalten. Diese einförmige, stumme Stellung aber trug viel dazu bei, ihr Gemüth in die dumpfe Verzweiflung zu bringen, die eine Unbeweglichkeit des Körpers hervorruft. Michael Vanbrugh hatte noch nie ein so vortreffliches Modell gehabt.

Olive stand so, daß er ihr Gesicht nicht sehen konnte, außer wenn er sich bewegte und als er dies that, erschreckte er sie ganz aus ihren Träumereien, indem er ausrief:

„Ganz vortrefflich! bleiben Sie so, ändern Sie den Ausdruck nicht. Das ist ganz das Gesicht, das ich zur Mutter der Alceste brauche; ein wenig älter muß ich es machen — aber der Blick des sich ergebenden Elends, die gesunkenen Augenlider, der zusammengepreßte Mund. O, schön — schön! bitte, lassen Sie mich diesen Ausdruck festhalten, nur drei Minuten!" rief der eifrige Künstler.

Er erreichte seinen Zweck, denn Olive's Gesichtszüge hatten aus langer Gewohnheit eine gute Uebung in solchem Ausdruck. Entzückt über seinen Erfolg dachte Mr. Vanbrugh plötzlich an sein Modell, nicht als Mo=

dell, sondern als menschliches Wesen. Es fiel ihm ein, was wohl den Blick möchte hervorgerufen haben, welcher, nun er treu auf die Leinwand gebracht war, Das so ziemlich vollendete, was ihn Wochen lang gequält hatte. Jetzt dachte er auch an die Zeichnungen und an seine Gleichgültigkeit dafür; gewöhnlich haßte er zwar die Schöpfungen der Dilettanten, aber diese mochten doch vielleicht nicht so schlecht sein. Er ließ sich zwar nicht herab, sie aufzuheben, aber indem er mit seinem Malerstock daran herumschob, wandte er sie wohl ein- oder zweimal um, anscheinend zufällig — bis er sich aber doch einen ziemlichen Begriff über sie machen konnte. Dann nach einer halben Stunde ruhigen Malens redete er Olive so an:

„Miß Rothesay, was veranlaßte Sie eigentlich, Künstlerin werden zu wollen?"

Olive antwortete nichts; sie schämte sich, von ihren jugendlichen Bestrebungen zu sprechen und den andern Beweggrund — das Geheimniß über Mr. Gwynne — konnte sie nicht sagen; übrigens würde aber auch Vanbrugh bei der bloßen Idee, die künstlerische Laufbahn nur um des Geldes willen zu betreten, geschaudert haben! So schwieg sie.

Es schien ihm auch gleich zu sein, denn, wie er es manchmal that, fuhr er fort, in einer Art declamatorischem Monolog zu sprechen.

„Ich bin kein solcher Narr, zu sagen, daß der Genius vom Geschlecht abhänge, aber es ist eine anerkannte Sache, daß keine Frau je etwas Großes in Malerei,

Dichtkunst oder Musik geleistet hat. Der mächtige Genius verschmäht es, in der schwachen, weiblichen Natur zu wohnen und wenn er es auch thäte, würden doch Gewohnheit und Erziehung schnell sein Wachsthum hindern. Sehen Sie her, Kind," und zu Olive's Erstaunen hob er eine ihrer Zeichnungen auf und begann darüber zu sprechen: „Hier haben Sie einen Entwurf von einiger Originalität gemacht. Ich hasse das Copiren der Landschaften, der Blumen und der elenden Köpfe Jüllien's von den jetzigen jungen Damen. Zeigen Sie, welches ist die Ueberschrift: „Laon's Erscheinung der Cythea.

„Auf des Berges schwindelndem Rande sie stand —"

„Gut, auch kühn genug!"

Und der Maler vertiefte sich in eine lange, stille Betrachtung der Skizze, dann sagte er:

„Gut, das ist erträglich; eine Frau, auf einem Felsen stehend, unten in einiger Entfernung eine männliche Figur, zu ihr aufblickend — beide mit ziemlicher Genauigkeit gezeichnet, nur etwas überladen mit Draperie, um den Mangel an anatomischen Kenntnissen zu verbergen. Ein ganz leidlicher Entwurf; aber wenn man ihn freilich mit dem Gedicht vergleicht!" und in seiner tiefen, sonoren Stimme wiederholte er die Stanzen aus dem „Revolt of Islam," die mit glühenden Worten den Augenblick schildern, wo Cythea, vom Glanze der untergehenden Sonne umleuchtet, auf einem in das Meer hinausragenden Felsen steht.

Indem er sich ganz in die Dichtung versenkte, strahl-

ten seine Gesichtszüge in stolzer Begeisterung und trotz ihrer Häßlichkeit erschienen sie beinahe großartig.

„Da habt Ihr es!“ rief er aus, „welche Frau könnte dies je malen? oder vielmehr, welcher Mensch? Ach, wie schwach sind wir — wir, die kühnen Anhänger einer Kunst, welche göttlich ist! Gewiß, nur Einen gab es, der erhaben über dem Menschengeschlechte stand — das war Michael der Engel.“

Und ehrerbietig blickte er auf den majestätischen Kopf des Buonarotti, der aus der dunkeln Ecke seines Ateliers hervorschimmerte.

Wie so oft, wenn Olive mit der Begeisterung eines Menschen in nahe Berührung kam, so empfand sie auch jetzt ein Entzücken, das eine Art Schauder in sich faßte; und mit innerem Beben fühlte sie, daß auch in ihrem gebrechlichen Körper — wenn auch nur geahnt, noch nicht verstanden — der Geist des Genius mit seiner göttlichen Kraft wohnte.

Vanbrugh kam zu sich zurück und fuhr fort zu malen, indem er weiter sprach:

„Ich sagte, es sei einer Frau unmöglich, Künstlerin zu werden — ich meine, eine große Künstlerin; haben Sie je daran gedacht, was dieser Ausdruck meint? ein großer Künstler ist nicht nur Maler, sondern Dichter, Gelehrter, Mann der Wissenschaft und der Beobachtung; aber auch ein edler Mensch — wir Künstler haben Könige zu Freunden gehabt — ein Mensch von fleckenloser Tugend, denn wie könnte er sonst das reine Ideal erreichen? — ein Mensch von eisernem Willen,

unerschütterlicher Ausdauer und starken, aber immer gezügelten Leidenschaften. Endlich aber, und was das Wichtigste ist, ein Mensch, der in sich den göttlichen Geist fühlt und mit ganzer Seele Gott verehrt."

Vanbrugh erhob sein Sammetbarett und entblößte ehrfurchtsvoll seine erhabene Stirn, dann fuhr er fort:

„Dies ist es, was ein Künstler schon von Natur aus sein sollte; von Dem, was er selbst aus sich machen soll, habe ich noch gar nicht gesprochen. Jahre unaufhörlichen Studiums liegen vor ihm, kein Leben eines bloßen Salonritters, kein leichtes Spielwerk, Farben auf die Leinwand zu reiben. Diese meine Hände haben nicht nur den Pinsel, sondern auch das Scalpiermesser geführt; diese meine Augen haben auf Scenen des Entsetzens, des Elends, des Verbrechens geruht. Ich rühme mich Dessen, denn ich that es für die Kunst. Manchmal fühle ich mich beinahe wie der Panhasius der Alten, der über den Todeskampf seiner Gefangenen frohlockte, weil seine Hand des Genius ihnen Unsterblichkeit ertheilte. Aber vergeben Sie mir, Sie sind ein Weib — nur ein unerfahrenes Mädchen," fügte Vanbrugh hinzu, als er bemerkte, wie Olive schauderte; aber dennoch hatte er nicht die glühende Begeisterung übersehen, die ihre ganze Gestalt durchzuckte, während sie zuhörte; es berührte ihn wie Erinnerung an seine eigne Jugend und auch er fand Aehnlichkeit zwischen dem Schicksal dieses jungen Mädchens und dem seinigen, denn auch sie hatte die Natur stiefmütterlich behandelt. Auch sie war vielleicht eine Derjenigen, die

von menschlichen Banden ausgeschlossen, sich desto freier dem ruhmvollen Werke des Genius' hingeben konnte.

Nach einigen Minuten ruhigen Nachdenkens fuhr Michael eifrig fort: „Diejenigen, die die Kunst erfassen, müssen sie mit Herz und Seele, als einzige Geliebte umfassen, und sie wird ihm eine treue Geliebte sein — sie wird ihm alle anderen Freuden ersetzen. Ist es nicht ein Triumph für ihn, dem das Schicksal persönliche Schönheit versagt hat, daß er mit seiner Hand Kraft hat, Schönheit zu erschaffen? Was kümmert er sich um weltlichen Glanz, wenn er sich in seinen Träumen ein Feenland hervorrufen kann, so glänzend, daß es sogar sein in Regenbogenfarben getauchter Pinsel nicht wiedergeben kann? Wozu braucht er eine Heimath, dem die weite Welt voller Schätze für sein Studium offen liegt — dem das Leben selbst zu kurz ist? Und was gelten ihm irdische und häusliche Bande? Statt der Freundschaft wird ihm die Verehrung der Welt, welche ihm während des Lebens vielleicht, nach dem Tode aber sicher zu Theil wird. Statt der Liebe —"

Hier hielt der alte Künstler einen Augenblick inne, und es war etwas Himmlisches in der Melodie seiner Stimme, als er fortfuhr: „Statt der Liebe — der gebrechlichen, menschlichen Liebe — dieser Giftblume der Jugend, die nur eine Stunde dauert, hat er sein eignes, göttliches Ideal. Es schwebt ihm beständig vor, es erfüllt seine Jünglings- und Mannesjahre mit Reinheit und breitet eine himmlische Begeisterung über sein Alter. Sein Herz, wenn auch todt für alle menschliche Bande,

ist doch nicht todt, sondern glühend, denn er betet das Ideal der Schönheit an, er liebt das Ideal der Liebe."

Olive hörte zu, ihr Herz erbebte vor Entzücken bei diesen mächtigen Worten. Einen Moment blickte sie auf Vanbrugh, wie er so dastand und der Glanz des unsterblichen Feuers sein Alter in Jugend, seine Häßlichkeit in Majestät verwandelte. Sie hätte sich ihm mögen zu Füßen werfen, als sie ausrief:

„Ich auch bin eine jener Ausgestoßenen; so geben Sie mir denn jenes innere Leben, welches Alles ersetzt! Freund, rathen Sie mir — Meister, belehren Sie mich! Wenn auch nur ein Weib, so will ich doch Alles wagen, Alles ertragen. Lassen Sie mich Künstlerin werden."

Viertes Kapitel.

Olive Rothesay's Wunsch:

„Wie alles Hoffen, wahr und tief,
Erfüllung schon selbst in sich trägt"

wurde auch ihr erfüllt: sie wurde Künstlerin — nicht in einer Woche — einem Monat — einem Jahre — nein, die Kunst verlangt von ihren Geweihten die Hingabe einer ganzen Lebenszeit; aber in ihrer Mädchenseele war die rechte Seite berührt worden, die nach und nach zu einer erhabenen Musik erklang — der wahre Same war gesäet, der Tag für Tag zu einer edeln Pflanze reifte.

Vanbrugh hatte recht gehabt, das Genie gehört keinem Geschlechte an, und doch hatte er auch recht gehabt, daß keine Frau eine Künstlerin, nämlich eine große Künstlerin sein kann. Die Alleinherrschaft in dem Reiche des Geistes gehört nur dem Manne und es muß so sein, er war es, den Gott zuerst erschuf — laßt ihm den Vorrang. Aber unter jenen Sternen des untergeordneteren Ruhmes, deren Bestimmung es ist, den Men=

schen zu erheitern — unter den lieblich singenden Dichtern, den ernsten Prosa-Schriftstellern, die durch die erhabenen Wahrheiten, welche in Parabeln und Legenden verborgen liegt, die Welt läutern, unter manchen Malern und Musikern, die alle dazu beitragen, ihre Generation zu verklären — unter ihnen mögen auch Frauen leuchten.

Aber ihre Sphäre ist begrenzt und muß es sein, denn wie geläutert auch ihr Genius sein mag, so wohnt er doch in dem Herzen einer Frau, und die Natur, die dem Manne die Herrschaft des Verstandes gab, überließ ihr die des Herzens und der Liebe. Diese fesseln sie mit unauflöslichen Ketten, von denen sie sich nicht befreien kann und auch nicht will. Hierin hat der Mann den Vorzug; er, stark in der Macht des Verstandes, macht diesen zu seinem All, zu dem einzigen Ziele, dem einzigen Lohne seines Lebens. Ein Brutus, dessen Ehrgeiz man falsch Patriotismus nennt, vermag es, alle menschlichen Bande mit Füßen zu treten; ein Michel Angelo kann allein mit seinen Schöpfungen fortleben und mit ihnen ernst seinem verlassenen, einsamen Alter entgegen gehen. Aber kaum wird es ein weibliches Wesen geben, das nicht lieber an ihrem eignen Heerde, mit Gatten und Kindern zur Seite, sanft walten wollte, als an der Stelle der auf dem Capitol gekrönten Corinna zu sein.

So muß die Frau, wenn sie auch versucht mit dem Manne zu streben, doch hinter ihm zurückbleiben, denn sie ist schwach, eben durch den Geist der Liebe, der wie-

der in ihrer eignen Sphäre ihre hauptsächlichste Macht bildet. Manchmal aber wird auch durch Zufall, Umstände oder Unrecht die weibliche Natur gehemmt und verwandelt sich in eine selbstständige, stärkere Seele. Statt des Lebens Lieblichkeiten hat sie dann des Lebens große Zwecke vor Augen, und wenn der Kampf einmal vorüber ist, kann sich auch ihr Genius erheben, sich entfalten und wachsen, wenn auch die Höhe des Mannes nicht erreichen. Aber während sie noch mit kaum geheilten Füßen die rauhen Wege der Erde geht, kann auch des Himmels Glorie auf ihrer emporgehobenen Stirn ruhen und auch sie kann noch eine Leuchte für ihre Mitmenschen werden.

Solch ein Geschick lag offen vor Olive Rothesay.

Sie bewillkommte es wie Einer, der sich mit fester, ergebener Geduld für eine lange, ermüdende Reise bewaffnet hat und den schwachen Strahl bewillkommt, der ihn durch die Einöde zu führen verspricht. Jetzt äußerte sie nicht mehr, wie in früheren, melancholischen Stimmungen, die bittre Klage: „Wozu bin ich geboren?“ sondern sie sagte zu sich selbst: „Ich will so leben, daß ich die Welt besser verlasse, wenn ich sterbe. Dann habe ich nicht vergeblich gelebt.“

Es dauerte lange, ehe sich Michael Vanbrugh gänzlich mit der Idee versöhnen konnte, ein Mädchen solle Malerin werden, aber nach und nach lernte er seine junge Schülerin eben nur als Schülerin betrachten und ihr Geschlecht ganz und gar vergessen. Unter seiner Leitung ging Olive von der bloßen Niedlichkeit weib-

licher Malerei zu der wirklichen Größe der Kunst über. Durch eine beinah männliche Macht des Gemüths gekräftigt, lernte sie die mächtigen Meister, die Vanbrugh liebte, verstehen und verehren. Er führte sie zu jenen Höhen und Tiefen, die selten dem Gesichtskreise erschlossen wurden, und sie, ihm folgend, gab sich den verborgensten Kunststudien hin. Doch aber gab es, wie er gesagt hatte, Grenzen, die sie nicht überschreiten konnte; so viel ihr aber möglich war, suchte sie sich über die Schwäche ihres Geschlechts und seinen Mangel an Ausdauer zu erheben, um durch Anstrengungen, vor denen die meisten Frauen zurückgeschreckt wären, würdig zu sein, unter jene Maler gerechnet zu werden, die nicht für ein Zeitalter, sondern für alle Zeiten wirken.

Das Gefühl körperlicher Unvollkommenheit, durch welche sie, wie sie meinte, von dem gewöhnlichen Geschick der Frauen ausgeschlossen war, gab ihr Freiheit in dem ihrigen. In der Berührung mit der Welt fühlte sie sich kaum wie ein junges, schüchternes Mädchen, sondern als ein allein stehendes Wesen — auch in diesem Alleinstehen kräftig — das sich unter die Männer mischen mußte, nicht als Frau, sondern als Eine, die ihnen selbst gleich, ihren eignen Beruf, ihr eignes Ziel verfolgt, und deshalb weder in unnütze Furcht bei Seite treten, noch in thörichte Schüchternheit versinken durfte. Und wohin sie auch ging, war sie von ihrer eignen, vollkommnen Unschuld, wie mit einem Schilde umgeben.

Die kleine, ruhige Olive konnte aber auch Manches mit einer Unabhängigkeit thun, das für ein lebhaftes,

schönes Mädchen unmöglich gewesen wäre. Oft zitterte und klagte Mrs. Rothesay über die Tage einsamen Studierens in dem Britischen Museum und anderen Gemäldegallerien; über lange, einsame Spaziergänge, die sich in der Winterzeit manchmal bis spät in die Abenddämmerung ausdehnten, aber Olive antwortete immer mit wehmüthigem Lächeln:

„Nein, Mutter, ich bin überall sicher, denke daran, daß ich nicht wie andere Mädchen bin. Wer würde mich bemerken?"

Aber alle solche schmerzliche Anspielungen begleitete sie immer mit der Versicherung, wie glücklich sie sich in dieser Freiheit fühle und wie glücklich es sei, daß nichts sie hindere, ihres Herzens Wunsch zu verfolgen. Sie wurde beinah eben solche Optimistin wie Miß Meliora selbst, und diese fröhliche kleine Seele war immer im siebenten Himmel des Entzückens, wenn sie die Anerkennung ihres Bruders von Olive's Fortschritten hörte.

„Sehen Sie nun nicht, meine liebe Miß Rothesay," sagte sie manchmal, „daß sich doch immer Alles noch zum Guten wendet? Wären Sie nicht so unglücklich gewesen und wäre ich nicht hereingekommen und hätte Sie weinend gefunden, so hätten Sie sich vielleicht immer so im Geheimen fortgehärmt, statt, wie jetzt, eine Künstlerin zu werden."

Olive gab es zu und gestand, daß es wohl wunderbar sei, wie aus ihrem tiefsten Kummer ihre tiefste Freude erstanden sei.

„Es scheint beinah," sagte sie lachend zu ihrer Mut-

ter, „als ob dieser hartherzige Mr. Harold Gwynne die Fäden meines Schicksals gehalten und mir geholfen habe, mich zur Künstlerin zu machen."

„Wir wollen nicht von Mr. Gwynne sprechen; es ist ein unangenehmer Gegenstand, mein Kind," war Mrs. Rothesay's Antwort.

Olive sprach nicht mehr von ihm, desto mehr aber dachte sie an ihn; und wenn auch der Reichthum verachtende Vanbrugh diese Entweihung nicht vergeben haben würde, so war die Hoffnung, sich bald Geld genug zu verdienen, um die Ansprüche des harten Gläubigers, dessen Name allein ihr schon weh that, zu befriedigen, gewiß kein geringer Sporn, daß sie so mit aller Macht strebte, Vollendung in ihrer Kunst zu erreichen.

Tag für Tag, so wie Olive's Gemüth sich kräftigte und ihr Genius sich entfaltete, schien sich auch ihr Leben zu erhellen. Ihr häusliches Leben fesselte sie durch manche theure Bande, hauptsächlich durch jene innige Ergebung, die sie für ihre Mutter empfand und die zur leidenschaftlichen Liebe geworden war. Ihr geistiges Leben wurde tiefer und Alles belebender, seit sie den Halt und Trost hatte, ein bestimmtes Streben vor sich zu sehen, das ihre ganze Zukunft beschäftigte. Auch war es glücklich für sie, daß sie mit dem begeisterten Maler und seiner milden, zufriednen, kleinen Schwester lebte; denn sie lernte dadurch, daß das Leben nicht nur in Ergebung, sondern sogar in Frieden vergehen könne, auch ohne jene beiden Segnungen, die sie in ihren früheren romantischen Ansichten für die nothwendigsten von

allen hielt — Schönheit und Liebe; jetzt wußte sie, daß es noch Höheres und Glücklicheres gäbe. —

Diese Lehre wurde ihr noch tiefer durch ein kleines Ereigniß, das sich um diese Zeit zutrug, eingeprägt.

Miß Vanbrugh nahm Olive manchmal mit auf ihre kleinen Wanderungen der Mildthätigkeit, die bei der sanften Meliora nichts Seltenes waren.

„Ich wünschte, Sie gingen heute mit mir," sagte sie einst, „weil ich, um die Wahrheit zu sagen, nicht gern allein dahin gehe."

„Wirklich?" sagte Olive lächelnd, denn die kleine alte Dame war so muthig wie ein Löwe, auch in den düstersten aller düsteren Gäßchen, die ihr sogar in der dunkeln Nacht bekannt waren, und jetzt war ein sonniger Frühlingsmorgen.

„Ich will nicht eine gewöhnliche Bettlerin besuchen, sondern die Quadronen-Frau — Mrs. Manners, die manchmal meinem Bruder als Modell sitzt — Sie kennen sie?"

„Kaum, aber ich habe sie durch das Haus gehen sehen — eine große, schöne Frau, wie eine Königin des Ostens. Sie wissen, sie saß Mr. Vanbrugh zur Cleopatra. Was für ein Auge, was für einen himmlischen Mund hat sie!" rief Olive mit wachsender Begeisterung.

„Ach ja, die Schönheit des armen Geschöpfes verschwindet jetzt auf eine traurige Weise," sagte Meliora. „Sie scheint langsam hinzusterben und ich würde mich nicht wundern, wäre es der reine Hungertod; diese Modelle verdienen so wenig. Gestern wurde sie wäh-

rend des Stehens ohnmächtig, denn Michael ist so gedankenlos, er mußte mich rufen, ihr etwas Wein zu geben und dann schickten wir sie mit dem Mädchen nach Hause. Sie lebt in einer dürftigen, aber anständigen und ordentlichen Wohnung, wie Hannah sagt. Jedenfalls werde ich das arme Wesen besuchen; aber sie scheint mir eine höchst leidenschaftliche Frau zu sein, ihre Augen glänzen manchmal förmlich wild. Vielleicht ist sie aufgebracht gegen uns und lieber ging ich nicht allein, wenn Sie mitkommen wollen, Miß Rothesay?"

Olive willigte gleich ein, denn es war ein gewisser Hang zum Romantischen in ihr, der sogar alle Theilnahme bei Seite setzte und sich schon im Voraus an solch einem Ergebniß ergötzte.

Sie gingen wohl eine Stunde, bis sie eine elende Straße nahe dem Flusse erreichten; Miß Meliora hatte aber die Hausnummer vergessen und sie wären unverrichteter Sache umgekehrt, hätte nicht Olive ein kleines Mädchen in zerlumpter Kleidung bemerkt, die zum obersten Fenster heraussah und, ihre Ellbogen auf das Fensterbret stützend, mit elfenartigen, schwarzen Augen die auf der Themse auf- und abfahrenden Kähne beobachtete.

„Ich kenne das Kind," sagte Olive, „es gehört der armen Frau; sie ließ es eines Tages in der Hausflur in Woodfordcottage stehen und ich bemerkte es wegen seiner schwarzen Augen und seiner blonden Haare; auch erinnere ich mich ihres sonderbaren, aber sehr hübschen Namens — Christalina."

Indem sie so sprachen, stiegen sie die zerbrechliche Treppe hinauf und fragten nach Mrs. Manners. Die Thüre des Zimmers wurde von Außen mit einem Geräusch aufgerissen, das jedenfalls eine weniger tiefe Erstarrung verscheucht haben müßte, als die, worin sich die elende Bewohnerin befand.

„Mamie schläft, weckt sie nicht, sie wird schelten," sagte Christalina, indem sie vom Fenster sprang und sich zwischen Miß Vanbrugh und die Person, die Mrs. Manners hieß, stellte.

Sie war wirklich eine sehr schöne Frau und zwar von einer Schönheit nach großartigem Maßstabe. Halb angezogen hatte sie sich auf ihr Lager geworfen, das eigentlich nur aus einem Haufen Stroh und einer darüber gelegten Decke bestand, und als sie so da lag, schwer athmend, den Arm über den Kopf geschlungen, erinnerten die großen, aber vollkommen harmonischen Verhältnisse ihrer Gestalt Olive an die liegende Figur in der Gruppe der drei Schicksalsgöttinnen.

Aber in dem frühzeitig alten und abgezehrten Gesichte lag Etwas, das von einem zertrümmerten Lebensglücke sprach und Olive, die so geneigt zum Romantischen war, dachte nach, ob wohl die Natur in einer blosen Grille eine gewöhnliche, niedrig geborne Frau mit den Formen einer Königin des Alterthums bekleidet habe, oder ob nicht in diesem großartigen Körper vielleicht eine eben so große Seele in Trümmern läge.

Miß Meliora dachte nichts von alle Dem, sondern nur, daß die Mittagsstunde ihres Bruders nahe sei und

daß sie, wenn Mrs. Manners nicht erwache, fortgehen müßten; ohne sie gesprochen zu haben.

Aber sie erwachte bald — und der Anfall von Wuth, der sie ergriff, als sie die Eindringlinge bemerkte, veranlaßte Olive, sich beinahe bis zur Treppe zurückzuziehn, während die muthige, kleine Miß Vanbrugh nicht so schnell ihre barmherzigen Absichten aufgab.

„Wirklich, meine gute Frau, ich wollte Ihnen nur meine Theilnahme beweisen und Ihnen meine Hülfe anbieten, wenn Sie krank sind.“

Die Frau schlug Beides aus. „Ich sage Ihnen, wir bedürfen nichts.“

„Mamie, ich bin so hungrig!“ sagte die kleine Christalina in einem halb klagenden, halb frechen Tone, „ich muß etwas zu essen haben.“

„Du solltest nicht so unhöflich mit Deiner Mutter sprechen, kleines Mädchen,“ wandte Miß Meliora ein.

„Meine Mutter! O nein, sie ist nur ma mie. Meine Mutter war eine reiche Dame und mein Vater ein vornehmer Herr.“

„Höre sie, Himmel, o höre sie,“ schluchzte die Frau auf dem Boden.

„Aber ich liebe ma mie sehr — das heißt, wenn sie gut gegen mich ist,“ sagte Christalina, „und meine eignen Eltern bedürfen meiner nicht, denn, wie ma mie sagt, ertranken sie vor Jahren zusammen im tiefen Meere.“

„Ach, ach!“ war die unterdrückte Antwort, als Mrs. Manners das Kind — ein kleines, schwaches, listig aus-

sehendes Mädchen von acht oder zehn Jahren — umfaßte und mit einer Heftigkeit, die mehr dem Griff einer Löwin als der zärtlichen Umarmung einer Frau glich, an sich drückte.

Dann fiel sie erschöpft zurück und beachtete Niemanden mehr; Meliora aber vergaß das Mittagsessen ihres Bruders und alles Uebrige, indem sie einige barmherzige Vorbereitungen machte, die in einem behaglichen Thee für die kleine Christalina und für „ma mie“ endeten.

Der Schlaf hatte wieder die kranke Frau überwältigt, die langsam an der widernatürlichen Krankheit zu sterben schien, die man Verzehrung nennt und bei welcher das Gemüth die hauptsächlichste Ursache zu des Körpers Verfall bildet. Unterdeß sprach Miß Vanbrugh halblaut mit der kleinen Christalina, die, nachdem ihr Hunger befriedigt war, mit dem Finger im Munde dastand und die beiden Damen mit ihren wilden, schwarzen Augen — das wirkliche Bild eines halbgezähmten Zigeunerkindes — betrachtete. Wirklich schien Miß Meliora etwas unruhig und neugierig über das Schicksal ihrer Gefährtin zu sein, denn sie fragte das Kind genau aus:

„Und ist die Person, die Du ma mie nennst, gar nicht verwandt mit Dir?“

„Die Nachbarn sagen, sie sei meine Tante, wegen meiner Aehnlichkeit mit ihr, ich weiß es nicht.“

„Und sie heißt Mrs. Manners? Wahrscheinlich ist sie eine Wittwe, denn ich erinnere mich, sie zuerst in einer ganz anständigen Trauer in Woodfordcottage ge-

sehen zu haben. Das arme junge Wesen!“ fuhr sie fort, indem sie sich zu dem Gegenstande ihres Mitleidens, der zu schlafen schien, setzte. „Wie traurig, den Mann so früh zu verlieren! Und wahrscheinlich muß sie sich durch große Armuth durchschlagen — hat gewiß einen Gegenstand nach dem andern verkaufen müssen, um ihr Leben zu fristen; und denkt nur,“ fügte die einfache, unerfahrene Meliora hinzu, die sich immer Alles zusammen reimte und paßte, „die arme Seele hat sich sogar von ihrem Trauringe trennen müssen.“

„Ich hatte nie einen — ich spottete seiner!“ rief die Frau und sprang mit einer Heftigkeit auf, welche die Schwester des Malers ganz entsetzte. „Sind Sie gekommen, mich zu beschimpfen, Sie plattzüngige Engländerin. Ah, Sie fahren zurück, was wissen Sie von mir?“

„Ich weiß wirklich Nichts von Ihnen,“ sagte Meliora, sich der Thüre nähernd, während Olive dieser leidenschaftlichen Scene, deren Ursache sie nicht verstand, mit ruhigem Erstaunen zusah, in das sich sogar Bewunderung mischte — denn es lag eine wunderbare Schönheit in der Stellung und Miene dieser Frau.

„Sie wissen Nichts von mir? Dann sollen Sie Etwas erfahren. Ich komme aus einem Lande, wo es tausend junge Mädchen giebt, deren gemischtes Blut zu rein zur Sclaverei, zu gefärbt zur Freiheit ist. Obgleich sie gewöhnlich anmuthig und begabt sind und sorgfältig erzogen werden, haben sie doch keine höhere Zukunft vor sich, als das vorübergehende Spielzeug eines Weißen zu

sein, der es erst liebt, dann dessen müde wird und es zuletzt verschmäht."

Sie hielt inne und Miß Vanbrugh war so erstaunt über diesen plötzlichen Redefluß, der ihr in seiner leidenschaftlichen Sprache so erhaben über ihre untergeordnete Stellung schien, daß sie kein Wort hervorbrachte. Die Frau fuhr fort:

„Ich habe nur mein Schicksal erfüllt; wie konnte eine meines Gleichen hoffen, den ehrlichen Namen eines ehrlichen Mannes zu tragen? So gab ich denn, als mein Geschick über mich kam, meine Ehre allen Winden Preis und lebte unbekümmert weiter. Ich folgte meinem Geliebten über das Meer, denn noch in meiner Entehrung klammerte ich mich fest an ihn und wenn sein Kind an meinem Busen schlief, konnte ich beinah glücklich sein. Nun, was denken Sie nun von mir, Sie tugendhaften englischen Damen?" rief die Verworfene, indem sie die Fülle ihres dunkeln, gelockten Haares zurückwarf und ihre Augen fest, aber spöttisch auf ihre Besucherinnen richtete.

Die arme Miß Vanbrugh war nur einer Sache gewiß, nämlich, daß diese Scene gänzlich unpassend für ein junges Mädchen sei, und daß, wenn sie nur einmal erst Olive entfernt hätte, sie gewiß alle künftigen Besuche bei der unglücklichen Frau allein machen würde.

„Ich werde Sie ein andermal wiedersehen, Mrs. Manners, aber jetzt können wir nicht länger bleiben. Kommen Sie, liebe Miß Rothesay."

So verließen sie mit ihrem Schützling das Zim=

mer, aber augenscheinlich empörte ihr plötzliches Verschwinden das arme Wesen, dem sie helfen wollten, noch mehr, denn als sie die Treppe hinunter gingen, hörten sie Olive's Familiennamen wiederholt in so wilden Tönen ausstoßen, daß man nicht wußte, geschah es in der Wuth oder in flehentlichen Bitten.

Olive wollte umkehren.

„Nein, meine Liebe. Sie würden nur von ihr geschmäht werden; übrigens werde ich selbst morgen wieder hingehen. Das arme Wesen ist augenscheinlich ihrem Ende nahe; wir müssen gegen die Sterbende barmherzig sein."

Olive ging gedankenvoll nach Hause, ohne viel zu sprechen und als sie aus den dumpfigen, lärmenden Straßen in das ruhige Gäßchen kam, das nach Woodfordcottage führte, fühlte sie mehr denn je den Segen einer reinen, friedlichen Heimath. Sie stieg in das hübsche Schlafzimmer hinauf, das sie und ihre Mutter bewohnten und stand am offnen Fenster, um den frischen Duft der knospenden Blätter einzuathmen. Kaum ein Lüftchen regte sich an dem milden Frühlingsabend — der Himmel war wie ein ruhiger, blauer See und auf ihm schwebte nahe am westlichen Horizonte des Neumonds silberner Kahn.

Sie erinnerte sich, wie es zu ihrem kindischen Aberglauben gehört hatte, immer etwas bei'm Neumond zu wünschen, und wie ihre Wünsche sich beständig zu unerreichbaren Dingen erhoben, hatte sie auch meist den einen gehegt, schön und geliebt zu sein!

Schön und geliebt! Sie dachte an das arme Wesen, deren wilde Worte noch in ihren Ohren klangen: Schön und geliebt! Diese hatte Beides erreicht — und was war sie jetzt?

Olive frohlockte, daß ihre eignen kindischen Sehnsuchten in die bessere Weisheit der geduldigen und ergebenen reiferen Jahre übergegangen waren. Sollte sie jetzt einen Wunsch hegen, so galt er dem Besitz eines reinen Herzens und demüthigen Sinnes, der kostbarer ist als alle Schönheit, und dem heitern Frieden der Tugend, der mehr zu wünschen ist als Liebe.

Jetzt schien ihr Schicksal klar vor ihr zu liegen — innerhalb ihres Hauses hatte sie ein Leben kindlicher Ergebung vor sich, gesegnet in
„dem beständigen Strome der Liebe, der nie versiechen kann."

Und blickte sie um sich in die Welt, da erhob sich die Hoffnung ihrer Kunst, unter derem Schatten sie, die Einsame, fortwandeln könne bis zu ihrem Grabe, vielleicht auch anerkannt von ihren Mitmenschen. Indem sie an dies Alles dachte, klagte Olive nicht länger über ihr Schicksal. Sie dankte Gott, denn sie fühlte, daß sie nicht unglücklich sei.

Fünftes Kapitel.

Ehe wir Olive's Schicksal weiter verfolgen, wird es vielleicht gut sein, des Lesers Gemüth über das im vorigen Kapitel mitgetheilte Ereigniß zu befriedigen. Es enthielt die alte Geschichte von Leidenschaft, Elend und Tod, mehr konnte auch sogar die erfindungsreiche Meliora nicht herausfinden.

Wenig Worte werden Alles in sich fassen, was sie entdeckte; als sie am nächsten Tage getreulich wiederkehrte, fand die gute, kleine Dame, daß der Gegenstand ihres Mitleidens ihrer nicht mehr bedurfte. In der Nacht war, wie man ihr sagte, der Geist der Armen plötzlich entflohen. Es war Niemand da, der die gewöhnlichen Pflichten übernehmen konnte, so that Miß Vanbrugh Alles; ihre edelmüthige Barmherzigkeit verhinderte ein Armenbegräbniß; aber indem sie die wenigen Habseligkeiten der Verstorbenen untersuchte, fand sie zu ihrem Erstaunen ein Papier, welches deutlich die Thatsache bewies, daß vor einigen Jahren in der Londoner Bank für den Namen von Celia Manners eine genügende

Summe niedergelegt war, um ihr ein mäßiges Jahrgehalt zu verschaffen. Die Frau hatte es aber verschmäht und war lieber verhungert.

Doch hatte sie noch eine geschriebene Bestimmung hinterlassen, daß es von dem Kinde Christalina in Anspruch genommen werden könnte, da es ihr rechtmäßiger Weise zukomme. Dies wurde denn auch zu der großen Befriedigung der Miß Vanbrugh und des rechtlichen Banquiers vollzogen, denn dieser wußte, daß der Mann, — wer er gewesen, hatte er ganz vergessen — welcher das Geld niederlegte, bestimmt hatte, daß es, sobald es von Clelia oder von Christalina Manners beansprucht würde, ausgezahlt werden sollte.

Christalina Manners war also des Kindes Name und Miß Vanbrugh hätte wohl vermuthen können, daß diese Entdeckung einen Theil der Schmach auch auf sie übertrüge, aber das kleine Mädchen beharrte eigensinnig bei der Erzählung über ihre unbekannten Eltern, die „ein vornehmer Herr und eine große Dame gewesen und beide im Meere ertrunken seien.“ Dieser Umstand war durchaus nicht unwahrscheinlich und war, wie sie merkte, Christalina durch die Frau, die sie ma mie nannte, lebhaft eingeprägt worden. Welche Verwandtschaft also auch zwischen diesen Beiden herrschte, die mütterliche konnte es nicht sein; denn Miß Vanbrugh konnte nicht an die Möglichkeit glauben, daß ihre Mutter so freiwillig ihrem eignen Kinde entsagen könne.

Miß Meliora übergab Christalina einige Wochen einer ihrer früheren alten Dienerinnen, aber schon nach

kurzer Zeit mußte sie viel von dem trotzigen, widerspenstigen Wesen des Kindes hören, so daß sie sich endlich bestimmte, ihren Schützling, für den sie sich verantwortlich fühlte, in eine Schule zu schicken. Der einzige solche Ort, der ihr einfiel, war eine altmodische Pension in Paris, wo, während ihr Bruder dort studierte, ihre eigne beschränkte Erziehung vollendet wurde. Dorthin wurde der kleine Fremdling geschickt, was aber nur durch verschiedene Kunstgriffe möglich wurde, die die arme Meliora beinah toll machten; denn aus Furcht, alle diese kleinen Ereignisse, die Folgen ihrer Wohlthätigkeit, könnten zu Michael's Ohren kommen, wagte sie es nicht, irgend Jemanden, ja nicht einmal die Rothesays, mit in ihr Vertrauen zu ziehen. Der Vorsteherin der Pension, Madame Blandin, wurden keine besonderen Erklärungen gemacht und wirklich gab es deren auch wenige; die Waise erschien dort unter dem Character, den sie so fest hielt, nämlich als Christalina Manners, dem Kinde vornehmer Eltern, die im Meere untergegangen seien, und so verschwand sie mit einem Male aus der Atmosphäre von Woodfordcottage.

Olive Rothesay setzte jetzt alle ihre Kräfte in Bewegung und spannte jeden Nerv für den Augenblick an, der in jedem jungen Künstlerleben ein kritischer Moment ist, nämlich für die Vollendung ihres Gemäldes, das zum ersten Male ausgestellt werden sollte. Es war März, der in der milden, geschützten Gegend, wo sie ihre Heimath aufgeschlagen hatte, immer ein angenehmer Monat ist; denn rings um London giebt es keinen Ort,

wo die Blätter so früh herauskommen, die Lerchen so bald ihre Stimmen ertönen lassen und die ersten Frühlingslüfte so sanft wehen. Nichts aber konnte Olive aus der Ecke ihres großen Wohnzimmers locken, das sie zu ihrem Atelier gemacht hatte und wo sie vom frühen Morgen bis späten Abend bei ihren Farben saß. Die Künstlerin selbst war aber auch ein anziehendes Bild — wenigstens meinte dies oft ihre zärtliche Mutter — wenn ihre Tochter vor der Staffelei stand und das Licht aus dem halbverdunkelten Fenster niederschien auf die langen Locken von der seltnen, blassen Goldfarbe, die das Entzücken der alten Maler war und jetzt besonders von Michael Vanbrugh bewundert wurde. Olive trug auch, obgleich sie nun schon erwachsen war, nach dem Wunsche ihres Lehrers, ihr Haar noch in kindlicher Weise, so daß es in künstlerischer Freiheit über Hals und Schulter fiel. Es schien, als habe ihr die Natur diese große Schönheit verliehen, um den Mangel zu verhüllen, der, obgleich durch das reifere Alter und durch eine gewisse Kunst im Anzuge weniger bemerkbar war, doch nie ganz verborgen werden konnte. Dennoch hatten ihre rein geschnittnen Züge einen unaussprechlichen Reiz und die Gesichtsfarbe war von jener zarten, geistigen Färbung, wie sie immer das blaßgoldne Haar begleitet. So meinte denn ihre Mutter oft, wenn sie vor ihr saß und sie betrachtete, sie habe wirklich das Bild des Engels aus ihrem Traume vor sich.

Der März war ziemlich vorüber und Olive's Angst, daß das Bild beendet und würdig beendet sein sollte,

wurde beinahe zur Qual. Da, als ihr nur noch eine Woche blieb — eine Woche, wo jede Stunde des Tageslichts für die Arbeit berechnet war, wurden ihre Furcht und Hoffnung mit einem Male durch die plötzliche Krankheit ihrer Mutter beendet; zwar ging sie vorüber und war nicht gefährlich, aber brachte doch für Olive's Gemälde eine unglückliche Unterbrechung.

Die zärtliche Mutter bat sie zwar immer: Alles andere um des Gemäldes willen zu vernachlässigen; aber Olive blieb fest, so schwer es ihr auch wurde — ja schwerer noch, als es Mrs. Rothesay begreifen konnte, die Hoffnungen eines ganzen Jahres aufzugeben. Dies fühlte sie am härtesten, als der Montag und Dienstag heran kam, wo die Bilder zur Academie geschickt wurden.

Gar schwer vergingen ihr diese Tage, denn ihr Gemüth war nicht mehr durch die ausschließliche Pflege der Kranken beschäftigt; im ganzen Hause aber wurde sie bald hierhin, bald dorthin gerufen, denn an diesen zwei Tagen, zum einzigen Male im ganzen Jahre, kamen verschiedene Künstler, Kunstfreunde und Kenner in Woodfordcottage zusammen. Miß Rothesay wurde überall gebraucht; zuerst im Malerzimmer, um mit ihrem Geschmack und feinem Gefühl der künstlerischen Geschicklichkeit Vanbrugh's zu Hülfe zu kommen, die Schätze zu ordnen.

Wohl zum tausendsten Male half sie die Staffelei bewegen, auf der das kleine verkäufliche Bild stand, mit dem Michael dies Jahr die Academie beehrte, und bewunderte immer von Neuem zur Befriedigung des Ma-

lers die geliebte und doch nie verkaufte Alceste, die in ihrer einsamen Größe die ganze eine Wand des Ateliers einnahm. Dann eilte sie wieder in Meliora's Zimmer, um sie für diesen wichtigen Tag ankleiden zu helfen und nie gab es wohl ein stolzeres, glücklicheres, kleines Wesen, als Meliora Vanbrugh an dem ersten Montag und Dienstag im April, wo gewöhnlich wenigstens ein Dutzend Wagen in das enge Gäßchen gerollt kamen und wo der große zottige Hund in seiner Hütte unter dem Maulbeerbaum keinen Augenblick seine gewohnte Ruhe fand. Alles schien der entzückten Meliora Triumph für ihren Bruder und jedes Jahr erwartete sie von Neuem, wie diese Kunstfreunde alle Werke im Atelier, ja sogar die, welche das Vorhaus schmückten — die Cartons und Fresken aus Michael's längstvergangener Jugend aufkaufen würden. Und jedes Jahr, wenn die Wagen wieder abfuhren und die Bewunderung der Besucher eben nur Bewunderung geblieben war, tröstete sie sich mit dem Gedanken, daß Michael Vanbrugh „seinem Zeitalter voraus sei," aber daß auch für ihn die Tage der Anerkennung kommen würden. So hoffte sie weiter, immer wieder bis auf nächsten April. Glückliche Meliora!

„Ja, Sie scheinen wirklich glücklich zu sein, Miß Vanbrugh," sagte Olive, während sie die etwas starren, ergrauten Haare unter eine niedliche Mütze schob, die ihr eignes Machwerk war; dann begab sich des Malers kleine Schwester in das Bogenfenster des Wohnzimmers, um von da die Gäste den Garten herunter kommen zu sehen und auch um den Ausdruck ihrer Gesichter zu

beobachten, wenn sie wieder aus dem Atelier herauskamen.

„Gewiß bin ich glücklich! Jedermann muß gestehen, daß dies letzte Bild das beste ist, das Michael je malte" — (seine Schwester hatte 20 Jahre lang jeden April dieselbe Bemerkung gemacht). „Aber meine liebe Miß Rothesay, wie unrecht von mir, so fröhlich mit Ihnen zu sprechen, da Ihr Gemälde nicht vollendet. Aber es thut nichts, Herz, Sie sind eine gute, aufmerksame Tochter gewesen, und Alles wird noch gut werden."

Olive lächelte wehmüthig und sagte, daß auch sie diesen Glauben habe.

„Vielleicht," fuhr Meliora fort, als ihr eine neue und tröstliche Idee kam, „vielleicht, wenn Sie das Bild auch eingeschickt hätten, wäre es Ihnen vielleicht zurückgesandt, oder in das achteckige Zimmer gekommen, oder unter die Miniaturbilder, wo es Niemand sehen konnte; und dies Alles wäre doch noch schlimmer gewesen, nicht wahr?"

„Wahrscheinlich, und ich bin auch wirklich ganz geduldig und zufrieden."

Geduldig war sie, aber nicht zufrieden, das war ja kaum möglich. Trotzdem verließ sie Miß Vanbrugh mit Lächeln und betrat auch ebenso mit Lächeln das Zimmer ihrer Mutter oder wenigstens mit der sanften Anmuth, die in Olive einem Lächeln glich. Als sie dann Mrs. Rothesay ihrem Nachmittagsschlaf überlassen hatte, überlegte sie, was sie thun könne, um die Stunden, die ihr trotz ihres Gleichmuths so langsam vergingen, hinzu=

bringen. Wie anders war dieser Tag geworden, als sie gedacht hatte. Nicht jene eifrigen „letzten Striche“ an ihrem geliebten Bilde, nicht die Aufregung, es in das beste Licht zu bringen und es in all' seinem Glanze unter Glas und Rahmen zu sehen; statt dessen stand es vernachlässigt bei Seite, und sie konnte nicht ertragen, es nur anzusehen. Der Tag war so klar und hell, ganz der Tag zum Malen; aber Olive fühlte, daß schon der Anblick des armen Gemäldes allein ihr wehe thun würde; so konnte sie sich nicht entschließen, sich ihm zu nahen, sondern setzte ihren Hut auf und ging aus.

„Muth, Hoffnung!“ sangen die Lerchen hoch über ihr; aber ihr Herz war zu traurig, auf sie zu hören. Ein Jahr, ein ganzes Jahr war verloren — und noch ein Jahr des Wartens lag vor ihr! Wie unermeßlich lang scheint aber ein Jahr, wenn man kaum zwanzig zählt und wie schnell verfliegen sie in spätern Zeiten! —

„Vielleicht,“ sagte sie zu sich selbst, indem ihre Gedanken dieselbe Färbung der ganzen Erschöpfung ihres Gemüthes annahmen, „vielleicht hat Miß Vanbrugh Recht, man hätte mir vielleicht mein Bild zurückgeschickt; es kann doch nicht sehr gut sein, sonst würde es nicht so lange und unausgesetzte Arbeit erfordert haben. Das Genie, sagt man, strengt sich nie an — Alles kommt durch Eingebung. So habe ich wahrscheinlich kein Genie, nun und dann, was ist der Nutzen meiner Bemühungen, etwas zu leisten? Und wozu lebe ich überhaupt?“

Ach, wie wenig kennt man die Kämpfe junger, sich

entwickelnder Talente! Kämpfe, nicht nur mit der Welt, sondern mit sich selbst; hoffnungslose, elende Muthlosigkeit, ein Gefühl von gänzlichem Unwerth und tiefe Selbstverachtung. Manchmal, wenn das innere Leben, die Lampe der Seele, düster brennt, erhebt sich der Weheruf: „Du Thor, warum strebst Du vergeblich? Du hast Dich selbst betrogen, Du bist nicht besser als irgend ein gehirnloses Geschöpf, das sich mühsam durch's Leben hindurchschleppt.“ Und dann scheint die Welt so düster, das Leben so werthlos, daß man es lieber mit einem Male verlöschen möchte.

In solcher dunkeln Wolke wanderte jetzt Olive; sie sagte sich, daß, wenn ihr Gemälde ein Werk des Genies sei, so würde es lange vollendet sein, und daß, wäre sie zu einer Künstlerin bestimmt, so würde nicht diese Enttäuschung gekommen sein. Nein, alles Geschick war ihren Bestrebungen entgegen; sie mußte geduldig und ergeben sein, aber es war ihr, als könne sie nie wieder den Muth haben, zu malen; und wie hart schien ihr dies jetzt, wo ihre Arbeit zu dem hauptsächlichsten Ziele, zu der Freude ihres Lebens geworden war.

Sie kam ganz niedergeschlagen nach Hause und noch dazu hatte sich auch das sonnige Wetter in Regen umgewandelt und sie kam ganz durchnäßt zurück. Doch sogar dies war, wie Meliora gesagt haben würde, „zum Besten,“ da sie dadurch die Süßigkeit fühlte, eine zärtliche Mutter zu haben, die ihr die durchnäßten Kleider abnahm, das Haar glättete und sie zum warmen Feuer führte. Dann legte Olive den Kopf in den Schooß ihrer

Mutter und dachte, wie Unrecht sie gethan, ja sogar, wie böse sie gewesen sei; und während sie mit einigen stillen Thränen diesen Gedanken nachhing, stürzte Miß Meliora wie ein Sonnenstrahl in's Zimmer.

„Gute Nachrichten, gute Nachrichten!"

„Wie? Mr. Vanbrugh hat, wie Sie hofften, sein Gemälde an Herrn — verkauft?"

„Nein, noch nicht!" und ein kleiner, vorübergehender Schatten streifte der Schwester Gesicht, „aber er wird es wohl noch, und unterdeß, was denken Sie? Unterdeß ist etwas eben so Gutes geschehen, wenigstens für Jemand anderen. Nun, rathet!"

„Wirklich ich kann nicht!"

„Er hat das Ihrige verkauft."

Olive's Wangen rötheten sich, erblaßten wieder und dann begrüßte sie diesen ersten Erfolg, wie es manche andere ihrer jungen Ruhmesgenossen gethan haben, mit einem Strome von Thränen. Dasselbe that auch die leichtgerührte Mrs. Rothesay und aus reinem Mitgefühl auch die gütige Meliora, so daß wohl noch nie ein glückliches Geschick in einer so thränenreichen Weise bewillkommt worden war. Miß Vanbrugh aber, die zuerst wieder ihr Lächeln gewann, erklärte, wie sie Olive's beinah vollendetes Gemälde in ihres Bruders Atelier aufgestellt habe, wo alle Besucher es bewunderten und wie einer derselben, der ein großer Freund der Kunst und Beschützer junger, strebsamer Talente war, es gekauft habe.

„Mein Bruder hat Alles für Sie besorgt und auch den Preis bestimmt; die volle Summe werden Sie nach

der Beendigung des Gemäldes erhalten und unterdeß sehen Sie her!"

Sie hatte ihre Hand mit goldnen Guineen gefüllt und schüttete sie, gleich einem Danaestrom, in Olive's Schooß; dann lachend und springend wie ein Kind, verschwand die wohlthätige, kleine Fee so leicht und unbemerkt wie Aschenbrödel's Pathe.

Olive saß stumm da, ihre Augen auf die glänzenden Geldstücke gerichtet, die ihr anders als alle, die sie je in den Händen hatte, aussahen. Sie berührte den Schatz, als fürchtete sie, er könne wieder verschwinden oder sich wie das Gold der Feen in verwelkte Blätter verwandeln. Dann aber nahm sie mit glänzendem Lächeln ein Stück nach dem anderen empor und ließ sie in ihrer Mutter Schooß klingen.

„Nimm sie, Liebchen — mein erster Verdienst, und küsse mich, küsse Deine glückliche, kleine Tochter."

Wie selig war dieser Augenblick — mehr werth als ganze Jahre ihres späteren Ruhmes. Wenn Olive Rothesay es auch erlebte, sich in dem Sonnenscheine der Ehre zu baden, oder der Welt Lob um sich erklingen zu hören, so konnte sie doch nicht noch einmal den Segen erfahren, zu den Füßen ihrer Mutter die ersten Früchte ihres Talentes zu legen und als erste und beste Belohnung den stolzen und glücklichen Kuß ihrer Mutter zu empfangen.

„Du wirst nun ganz reich werden, mein Kind."

„Wir werden es werden," sagte Olive sanft.

„Und solch' ein großer Kenner, wie Mr. — wählte

das Gemälde meiner Olive; ach, gewiß, sie wird noch ganz berühmt werden! Ich habe es mir immer gedacht."

„Ich werde es!" sagte eine feste Stimme in Olive's Herzen und durch diesen beglückenden ersten Erfolg zu einer Begeisterung erhoben, fühlte sie in ihrem Innern den Geist sich regen, den sie nicht verkennen konnte, ein so schwaches Wesen sie auch war. Als sie so an ihre Zukunft dachte, an die Zukunft, die sie sich mit des Himmels Segen edel erkämpfen wollte, da hob sich ihre Brust und ihre Augen strahlten, aber auf das wild wogende Herz legte sich eine sanfte Hand und eine zärtliche Stimme flüsterte: „Mein Kind!"

Und Olive, die ihre Arme um der Mutter Hals schlang, verbarg ihr Gesicht in ihren Umarmungen und war noch einmal das einfache, zitternde Kind.

Es war ein sehr glücklicher Abend für sie Beide, beinah der glücklichste ihres ganzen Lebens. Die Mutter erging sich gleich in einer Reihe von Plänen, wie dieser neu gewonnene Reichthum anzuwenden sei, natürlich immer nur an das Beste ihres Kindes, das es ja erworben, denkend; aber Olive sah ernst aus und sagte endlich schüchtern:

„Wirklich, Mama, ich brauche Nichts und was dies Geld betrifft, so wollen wir es in einer Weise ausgeben, die uns Beide am meisten befriedigt. O Mutter, ich kann mir keine Ruhe denken, ehe wir nicht Mr. Gwynne bezahlt haben." Die Mutter seufzte.

„Nun, Kind, wie Du willst; es ist Dein, wie Du weißt; nur quält es mich ein Wenig, daß der kostbare

Verdienst meines Kindes für jene grausame Schuld hingegeben werden soll."

„Aber es gilt ja der Wiederherstellung von meines Vaters Ehre!" sagte Olive sanft, und so ließ die Mutter sie gewähren. Als ihr Gemälde vollendet und das Geld empfangen war, schloß es Olive mit fröhlichem Herzen an ihren bis jetzt geduldigen Gläubiger ein.

„Jetzt sieht mir sein Name schon gar nicht mehr so furchtbar aus," sagte sie lächelnd, während sie den Brief adressirte. „Ich kann ihn wirklich ohne Zittern schreiben, und vielleicht werde ich ihn nicht mehr so oft schreiben, denn wenn ich reich werde, Mama, dann werden wir die Schuld bald abbezahlen und dann hören wir nichts mehr von Harold Gwynne; o, wie herrlich wird das sein!"

Der Brief wurde abgeschickt und die Antwort kam in höflicher Form zurück, aber nicht an Mrs. Rothesay, sondern an Miß Rothesay gerichtet, sie lautete:

„Verehrtes Fräulein, ich danke Ihnen für Ihren Brief und habe die Genugthuung, einen Theil Ihrer Schuld auszustreichen, gern thäte ich dasselbe mit dem Reste, aber ich darf meinen eignen Haushalt nicht dem Fremder opfern.

Erlauben Sie mir, meine tiefste Ehrfurcht einem Kinde darzubringen, das so ehrenhaft über dem Andenken ihres Vaters wacht und so habe ich die Ehre zu sein

Ihr ergebener

Harold Gwynne.

„So ist er doch am Ende nicht ganz so hartherzig, Mama," sagte Olive lächelnd, „soll ich diesen Brief zu dem ersten legen? Ich glaube, wir heben beide auf?"

„Gewiß, mein Herz."

„Sieh, der Umschlag ist schwarz gerändert und schwarz gesiegelt."

„Ist er es? O, vielleicht hat er seine Mutter verloren; so viel ich mich erinnere, sagte mir Dein Vater, daß er sie einst gekannt habe. Sie muß jetzt schon ziemlich alt sein, aber gewiß war der Verlust sehr traurig für den Sohn."

„Wahrscheinlich," sagte Olive schnell, denn sie konnte es nie ertragen, von dem Tode einer Mutter sprechen zu hören, es erweckte sogar ihr Mitleiden für Mr. Gwynne und sie veränderte schnell den Gegenstand des Gesprächs. Die zwei Briefe wurden in das Pult verschlossen und für die nächste Zeit wenigstens war die Correspondenz nach Harbury zu Ende.

Sechstes Kapitel.

*   *   *   *   *   *

Wieder sieben Sommer hatte der große Maulbeerbaum in Woodford-Cottage Blätter, Blüthen und Früchte getragen; der alte Hund, der so lange unter seinem Schatten knurrend gelegen hatte, lag zwar noch da, aber knurrte nicht mehr. Zwischen ihm und dem obern Luftraume befanden sich zwei Fuß Erde und ein glänzendes Hundegrabmal, worauf Olive nach den Bitten der untröstlichen Meliora ein sehr gutes Abbild des alten Hausfreundes in Thon modellirt hatte.

Snap war aber auch der einzige Gegenstand, der aus Woodford-Cottage verschwunden war, alle übrigen Dinge hatten eher zu- als abgenommen. Die Pfirsichen und Nectarinen bedeckten jetzt zwei Mauern statt einer, und die Clematis hatte sich in ihrer jungfräulichen Schönheit bis zum Dache erstreckt. Ueberhaupt hatte sich der ganze Garten zu seinem Vortheile verändert; beschnitten und geputzt war er zwar noch nicht und sollte es auch, Dank Olive, nie werden, denn diese, als Lieb=

haberin alles Malerischen, haßte die zugestutzten Gärten; aber seine Ueppigkeit bestand jetzt in Blumen, nicht in Unkraut, und üppig war er wirklich, so daß man darin jeden Tag den schönsten Blumenstrauß pflücken konnte und doch nachher finden, daß er ähnlich der christlichen Liebe: je mehr er gab, desto reicher war sein Vorrath.

Kam man aber von dem Garten in das Wohnzimmer, so bemerkte man auch hier verschiedene Veränderungen und die frühere Düsterheit war durch manche anmuthige Zugabe des Luxus' und der Bequemlichkeit gemildert; die eine Hälfte hatte Olive durch einen rothen Vorhang in ein Malerzimmer verwandelt, wozu sie verschiedene Ursachen bestimmten, ihr Hauptzweck aber war, daß Mrs. Rothesay immer die Stimme ihrer Tochter vernehmen sollte, mochte die junge Künstlerin an ihrer Arbeit sein oder nicht; denn ach, diese süße, liebewarme Stimme war ja das einzige, was die Mutter noch von ihrer Olive kannte!

Nach und nach war über Mrs. Rothesay das Unglück gekommen, das sie schon lange gefürchtet hatte; sie war jetzt erblindet; aber trotzdem braucht man nicht zu denken, daß ich Scenen des Kummers und der Verzweiflung zu schildern habe; nein, denn ein Unglück, das sich Jahr um Jahr herbeischleicht, langsam, unvermeidlich, das kommt oft mit solchem leisen Schritt, daß wir ihn kaum vernehmen. In dieser Weise war Mrs. Rothesay's Blindheit herangetreten. Ihre Sehkraft verschwand so allmälig, daß ihr Verlust keine Verzweiflung herbeiführte und je hülfloser sie wurde, desto enger

schloß sie sich an jene stützenden Arme, die in kindlicher Liebe alle Schmerzen milderten, jeden Mangel ergänzten und ihr Kraft, Jugend und Augenlicht ersetzten.

Nur eine Bitterkeit kannte sie: die, daß sie nicht Olive's Bilder sehen konnte; nicht, daß sie Kunst verstanden hätte, aber was Olive that, mußte schön sein. Außerdem vermißte sie Nichts, nicht einmal den Anblick von Olive's Zügen, denn die sah sie beständig in ihrem Herzen, und vielleicht hatte sie in dem grauen Schatten einer Gestalt, der, wie sie meinte, noch vor ihren Augen in dem düstern Nebel schwebte, Olive's Bild zehnmal schöner vor sich, als es wirklich war, das Bild einer Olive, deren Wangen nie in angestrengter Arbeit erblaßten, deren Stirn nie die Wolke der Herzensermüdung umdüsterte, welche Alle, die ein geistiges Streben verfolgen, zu Zeiten kennen müssen. Auf diese Weise aber war die Mutter von manchen jenen Qualen befreit, die Alle die kennen, welche ihre Geliebten unter einer Last schwanken sehen und doch nicht fähig sind, sie tragen zu helfen oder zu entfernen.

Mutter und Tochter waren also trotz dieser Kümmerniß glücklich, ja manchmal ganz fröhlich. Denn Fröhlichkeit, die ursprünglich Olive's Natur fremd war, war in ihr aufgegangen, wie eine jener Herzensblumen, welche die Liebe im Vorbeigehen aussäet, sobald sie gebraucht werden, und die dann erblühen, auch wenn sie dem Boden nicht von Natur aus angehören. Wenn man Miß Rothesay lachen hörte, so wie sie gerade jetzt lachte, mußte man glauben, daß sie das heiterste Wesen

von der Welt sei und es ihr Leben lang gewesen wäre, und nach diesem hellen Lachen, diesem glücklichen Gesicht zu urtheilen, mußte man sie eher für ein junges Mädchen von neunzehn Jahren, als für sechsundzwanzig Jahre halten, wie sie es doch wirklich war. Aber bei manchem Menschen scheint, wenn die ersten Jugendleiden vorüber sind, die Sonnenuhr des Lebens rückwärts zu gehen.

„Mein Kind, wie vergnügt bist Du und Miß Vanbrugh!" rief Mrs. Rothesay aus ihrer Ecke.

„Nun, Mama, und wie sollten wir anders, wenn wir von meinem Bilde ‚die Barmherzigkeit' sprechen, und von der Dame, die es kaufte. Denke nur, Liebchen, sie sagte Miß Vanbrugh, daß sie es nur kaufe, weil der Hintergrund ganz einer Ansicht ihres Parkes gleiche, und die beiden kleinen Kinder sie an die zwei jungen Fludyers erinnerten — das war doch eine für mich sehr günstige Aehnlichkeit!".

„Ja," sagte Miß Meliora, „nur meinte mein Bruder, es sei unrecht von Ihnen, Ihr Bild an solche dumme Leute zu verkaufen, die nichts von Kunst verstehen."

„Vielleicht war es so, aber," fügte sie flüsternd hinzu, „Sie wissen, ich habe noch nicht mein Academiebild verkauft, und Mama muß diesen Sommer auf's Land gehen."

„Mrs. Fludyer ist eine recht nette, unterhaltende Frau," bemerkte die Mutter, „sie hat mir so viel von ihrem schönen Landsitz in Farnwood erzählt, daß ich

glaube, ein Ausflug dahin würde mir ganz gut thun, Olive."

„Nun, Du weißt, sie hat Dich darum gebeten, liebste Mama."

„Ja, aber nur aus Höflichkeit; sie würde sich wohl kaum mit einem so hülflosen Gaste, wie ich es bin, abgeben mögen," sagte Mrs. Rothesay mit einem halben Seufzer.

Im nächsten Augenblicke war Olive an ihrer Seite, unterhielt sie zuerst in einer sanften Weise und brachte sie endlich durch ihre munteren Erzählungen zum Lachen — wie Mr. Fludyer, als das Gemälde nach Hause kam, durchaus die drei ältesten Söhne in einer Reihe hinter die „Barmherzigkeit" gemalt haben wollte, damit dadurch das allegorische Bild zu einer vollständigen Familiengruppe würde. „Auch ließ er mich fragen, ob ich sein Pferd Benatz und ein oder zwei Jagdhunde auf demselben Bilde anbringen könnte. Welche komische Idee über Kunst muß doch dieser Landedelmann haben."

„Ja, mein Kind, nicht Jeder ist so klug wie Du," sagte die Mutter. „Ich habe Mrs. Fludyer sehr gern und immer, wenn sie wegen des Bildes nach Woodford-Cottage kam, sprach sie so freundlich mit mir."

„Und seit sie wieder zu Hause ist, fragt sie in jedem Briefe nach Dir; so hat sie schon deshalb mein Herz gewonnen, denn wer meine holde Mama liebt, den liebe ich auch."

Dies konnte sie denn auch gleich beweisen, denn in der nächsten halben Stunde erschien zum Erstaunen Aller Mrs. Fludyer selbst.

Sie gab keine Ursache ihres Besuches an, außer daß sie gerade in der Stadt gewesen sei und von da aus so leicht ihre Freunde in Woodford=Cottage besuchen konnte. Eine halbe Stunde lang sprach sie mit ihrer milden, klaren Stimme, und als die Ankunft eins der Modelle Olive's die behagliche Ruhe des Malerzimmers unterbrach, stand sie auf:

„Nein, Miß Rothesay, verlassen Sie nicht Ihre Staffelei, Miß Vanbrugh wird mich durch den Garten begleiten, und übrigens möchte ich auch gern mit ihr über ihre Clematis sprechen. Wir können sie in S—shire nicht fortbringen, das Schloß ist vielleicht zu kalt und zu dunkel.“

„O, solche klare, kräftigende Luft liebe ich!“ sagte Mrs. Rothesay mit der Ruhelosigkeit, die allen Kranken eigen ist — und diesen Sommer war sie es mehr wie gewöhnlich.

„Dann müssen Sie zu uns kommen, wie ich gesagt habe — Sie und Miß Rothesay — unsere Gegend in S—-shire ist sehr schön; ich würde so glücklich sein, Sie in Farnwood zu sehen.“

So drang sie mit anmuthiger Leichtigkeit, ja sogar Herzlichkeit auf die Annahme der Einladung, die Mrs. Rothesay entzückte, da sie ihr den schwachen Abglanz ihres früheren Lebens in Merivale Hall zurückbrachte.

„Ich möchte wohl gern dort sein, Olive," sagte sie bittend, „ich fühle mich etwas niedergeschlagen und brauche Veränderung."

„Du sollst Veränderung haben, Liebchen," war die beruhigende aber etwas ausweichende Antwort. Denn Olive hatte eine Färbung des alten Rothesay'schen Stolzes geerbt, und machte sich eine etwas unangenehme Idee von der Stellung, welche die heranstrebende Künstlerin und ihre blinde Mutter in Farnwood Hall finden würden, da es ihr immer schien, als würden sie nur aus Mitleiden aufgenommen. So brachte sie es denn nach einigen Besprechungen mit Mrs. Fludyer dahin, daß der erste Plan in einen etwas thunlicheren überging. Es gab nämlich auf dem Gute von Farnwood ein kleines, niedliches Landhaus, wo, wie die Dame erzählte, bis dahin die Erzieherin ihrer Töchter gelebt hatte; es war ganz eingerichtet und schien nur darauf zu warten, daß Miß Rothesay ihre Mutter dahin brächte und die Sommermonate dort verlebte, was für alle Theile so angenehm schien.

Man kam schnell überein und die Entscheidung kam so plötzlich und unerwartet, daß es auch hier, wie so oft, schien, als ob nicht menschlicher Wille, sondern ein höheres Geschick die Wage hielt.

Mrs. Fludyer schien ganz entzückt und voller Theilnahme, so daß sie mit Miß Meliora weniger über die Clematis, als über ihre beiden Hausbewohner sprach — ein Gegenstand, der freilich für die Schwester des Malers dasselbe Interesse hatte.

„Miß Rothesay hat etwas ganz Reizendes in ihrem Wesen, ganz so, als habe sie sich nur in der besten Gesellschaft bewegt. Wissen Sie etwas Näheres über sie? Ich brauche die Frage nicht zu entschuldigen, denn eine meiner Freundinnen, die das Bild sah, fiel der Name auf und sie bat mich, Erkundigungen einzuziehen.“

Meliora erzählte, daß Olive's Familie, so viel sie wüßte, eine schottische sei, und daß ihr Vater ein Kapitän Angus Rothesay war.

„Kapitän Angus Rothesay? Ich glaube, das ist der Name, den meine Freundin erwähnte.“

„Soll ich Olive rufen? Vielleicht kennt sie Ihre Freundin?“ bemerkte Meliora.

„O nein! Mrs. —, das heißt die Dame, von der ich sprach, sagte, daß sie sich gänzlich fremd wären, und daß es unnütz sei, ihren Namen zu erwähnen. Belästigen Sie nicht Miß Rothesay mit meinen müßigen Fragen. Vielen Dank für die Clematis, meine liebe Miß Vanbrugh, und einen schönen guten Morgen.“

Sie bestieg ihren Wagen mit der leichten, lächelnden Anmuth, die Denen eigen ist, welche schon in ihrer Wiege von Reichthum umgeben waren, und bei denen jedes Lebensverhältniß mit dem Reichthume Hand in Hand geht. Miß Meliora blickte dem fortrollenden Wagen mit tiefer Bewunderung nach und zog sich dann zurück, um sich aus den wenigen Worten, die sie gehört hatte, eine glänzende Zukunft für ihre geliebte Miß Rothesay auszumalen. Ganz gewiß würde nächste Woche irgend eine steinreiche Verwandte erscheinen, um Olive

mit ihrer Mutter in einem eben so großartigen Wagen wie der von Mrs. Fludyer zu ewigem Wohlstand zu entführen.

Auch wäre sie gewiß gleich zu ihren Freunden gestürzt, um ihnen diese Nachrichten mitzutheilen, wäre sie nicht auf dem Gartenwege durch die Erscheinung ihres Bruders aufgehalten worden, der zwei Herren aus seinem Atelier begleitete, eine bei ihm sehr seltene Höflichkeit. Meliora begriff es aber, als sie hinter einem sie verbergenden Spalier hörte, daß ihr Bruder den einen der Herren mit „My Lord" anredete.

Als sie das Olive sagte, war aber die junge Malerin ganz anderer Meinung, sie hatte den Namen Lord Arundale gehört, und wußte, daß dies ein Edelmann sei, den seine Liebe für Kunst und Wissenschaft größer machte, als seine Titel; nur deshalb, das wußte sie, zeigte Mr. Vanbrugh ihm solche Ehrerbietung.

„Gewiß, gewiß," sagte Meliora etwas beschämt. „Wie kann man aber auch denken, daß solch ein kluger Mann und vornehmer Herr ein so gewöhnliches Aeußere haben kann; er sah wirklich nicht halb so bedeutend aus, als der Herr, der ihn begleitete."

„Nun und wie war der?" sagte Olive lächelnd.

„Sie würden ihn außerordentlich bewundert haben; er hatte gerade die Art Kopf, die Sie für Ihren ‚Aristides den Gerechten' gemalt haben, Ihre Lieblingsart von Schönheit — dunkel, kalt, stolz mit solchen durchdringenden Adleraugen, die mir durch und durch gingen."

Olive lachte herzlich. „Hörst Du, Mama, wie sie sich fortreißen läßt? Muß er nicht ein bezaubernder junger Held sein?“

„Ein Held? Vielleicht, aber nicht gerade jung, und was das Bezaubernde betrifft, das kann wohl sein, aber nur in der Weise eines Hexenmeisters oder Zauberers. In meinem ganzen Leben fühlte ich mich noch nicht bei dem Anblicke eines Menschen so erregt.“ Hier wurden sie durch ein Klopfen an der Thüre unterbrochen.

„Herein,“ sagte Olive und Mr. Vanbrugh trat ein.

Einen Augenblick blieb er ohne zu sprechen auf der Schwelle stehen, aber in seinem Gesichte lag ein überirdischer Glanz, in seinem ganzen Wesen eine triumphirende Würde, was seine Schwester und Olive mit Erstaunen bemerkten.

„Bruder — lieber Michael, Dir ist etwas Angenehmes geschehen, Du hast gute Nachrichten erhalten.“

Er ging bei Meliora vorbei und blieb vor Miß Rothesay stehen.

„Freuen Sie sich mit mir, meine Schülerin; endlich habe ich Anerkennung gefunden, das Ziel meines Lebens ist mit Erfolg gekrönt — ich habe meine Alceste verkauft.“

Miß Vanbrugh stürzte auf ihren Bruder zu und Olive Rothesay hätte die Hand ihres Lehrers voller Entzücken drücken mögen, aber Beide wurden durch etwas in seinem Blicke eingeschüchtert; denn sein Triumph war der eines Menschen, der nur im Sinne der Kunst frohlockt und nicht menschlicher Theilnahme bedarf oder sie

begehrt. So mag auch der Ausdruck des großen Florentiners gewesen sein, als er die Menge in Entzücken und in Ehrfurcht auf seine Werke in der sixtinischen Kapelle blicken sah und er in seinem rauhen Mantel gehüllt durch die Straßen Rom's nach seiner einsiedlerischen Wohnung ging, wo er in dem Schatten seines einsamen Ruhmes lebte.

Michael Vanbrugh fuhr fort: — „Ja, ich habe mein großes Gemälde verkauft, den Traum — die Freude einer ganzen Lebenszeit, und verkauft an einen Mann, der werth ist, es zu besitzen. Ich werde es in der edeln Gallerie Lord Arundale's zu suchen haben und weiß wenigstens, daß es dort einen Platz gefunden hat, wo es den Namen Michael Vanbrugh's auch nach dessen Tode der Vergessenheit entreißen wird. Ja, ruhmvoll ist mein Triumph, oder weniger der meinige als der der höheren Kunst. Freuen Sie sich nicht mit mir, meine Schülerin?“

„O gewiß thue ich Das, mein theurer, mein edler Meister.“

„Und Bruder, mein Bruder — nun bist Du ja ganz reich. Der Preis, den Du für die Alceste verlangtest, war tausend Pfund,“ sagte Meliora.

Er lächelte bitter. „Ihr Frauen denkt doch gleich an das Geld.“

„Aber blos um Deinetwillen, lieber Michael,“ rief seine Schwester, und ihre mit Thränen gefüllten Augen sprachen die Wahrheit. Die arme, kleine Seele! Ihre Gedanken reichten nicht weiter als ihre Gaben, und so

dachte sie jetzt nur an die Bequemlichkeiten, die diese Summen Michael verschaffen könnten — ein reicheres Sammetgewand und Barett, wie die der alten italienischen Maler — und vielleicht eine Reise, um seine ermüdeten Augen an lieblichen Naturschönheiten zu stärken. Dies erklärte sie, indem sie ein wenig gekränkt aber nicht ärgerlich aussah.

„Eine Reise, ja ich werde eine Reise machen — eine, nach der ich mich nun seit dreißig Jahren sehne — ich gehe nach Rom! Noch einmal will ich auf dem Boden der sixtinischen Capelle liegen und ehrfurchtsvoll aufschauen zu Michael dem Engel," wie er ihn immer nannte.

„Und wie lange wirst Du bleiben, Bruder?"

„Bleiben? Nun, bis mein Herz nicht mehr schlägt und mein Hirn nicht mehr denkt. Warum sollte ich je nach diesem kalten England zurückkehren? Nein, laß mich in der Ewigen Roma alt werden, sterben und in ihrem Schatten ruhen!"

„Er wird nie zurückkommen — niemals!" sagte Miß Vanbrugh, indem sie Olive mit Bestürzung ansah. „Er wird unser hübsches Häuschen, mich und Alles verlassen."

Es trat eine lautlose Stille ein, während welcher die arme Meliora in ihrer weißen Schürze Falte auf Falte legte, was ihre Gewohnheit war, wenn sie in tiefe, verlegene Gedanken versank, bis sie endlich auf ihren Bruder zuging —

„Michael, wenn Du mich mitnehmen wolltest, so würde ich gerne gehen.“

„Nie,“ rief Mrs. Rothesay. „Sie, meine liebe Miß Vanbrugh, die Sie so durch und durch englisch sind, es immer so schrecklich fanden, den Wohnort zu verändern, und die Sie in Woodford-Cottage leben und sterben wollten, Sie denken an solche Reise?“

„Still, still, wir wollen nicht davon sprechen, damit er es nicht hört,“ sagte Meliora, indem sie halb erschreckt auf ihren Bruder blickte; dieser aber stand vertieft an dem Fenster, scheinbar in den Himmel blickend, obgleich seine Augen in Wirklichkeit Nichts sahen. „Michael, verstehst Du mich, kann ich mit Dir nach Rom gehen?“

„Schon gut — schon gut, Schwester,“ antwortete er in dem Tone eines Mannes, dem die Frage gleichgültig ist, außer daß eine einwilligende Antwort weniger Mühe giebt, als eine abschlägliche. Dann wandte er sich zu Olive und bat sie, mit in sein Nebenzimmer zu gehen, um mit ihr zu besprechen, welche Art Rahmen für seine Alceste passend sei. Seine Schülerin war ihm wirklich in allen seinen Bestrebungen Mitgenossin geworden und weiter in die Tiefen seines innerlichen Lebens gedrungen, als es bisher irgend Jemand möglich geworden war. Olive war allmälig seine unentbehrliche Schülerin, das Kind seiner Seele geworden, und gern hätte er das Wonnegefühl seines Ruhmes auch auf sie übertragen; nur einen Kummer hatte er, den er manchmal in ernster,

manchmal in komischer Weise aussprach, den, daß Olive ein Weib — nur ein Weib sei.

Er und Olive gingen jetzt zu dem Gemälde, aber geräuschlos und beständig, wie sein Schatten, war auch Meliora den Tritten ihres Bruders nachgeschlichen. Diese immer folgende, treue Liebe hing so fest an ihrem Gegenstande, daß sie, dem Schatten gleich, zwar von allen Andern gesehen wurde, für ihn selbst aber unbemerkt blieb.

Michael Vanbrugh warf einen solchen Blick auf sein Werk, wie wohl kein lebendes Antlitz je aus seinen kalten Augen erlangt hatte oder erlangen würde. Es war der Blick eines Vaters auf sein Kind, eines Geliebten auf seine Geliebte, eines Götzendieners auf seinen selbstgeschaffenen Gott. Dann nahm er seine Palette und fing an zögernd und andächtig am Hintergrunde und der Draperie zu malen, weniger als hielt er es für nöthig, sondern als würde es ihm schwer, den letzten, den allerletzten Strich an seinem so kostbaren Werke zu thun; aber er sprach während der ganzen Zeit — als wolle er die Rührung verbergen, die ihn übermannte.

„Lord Arundale ist wirklich eine Ehre für seinen Stand — er ist ein edler Mann in der That, wie man nicht oft begegnet, Miß Rothesay; es war ein Vergnügen, ihn in mein Atelier zu führen, und that mir ganz wohl, mit ihm und seinem Freunde zu sprechen.“

Hier sah Olive Meliora an und lächelte. „War denn sein Freund eben so angenehm als er selbst?“

„Wenn auch nicht so glänzend im Gespräch, ist er doch bei weitem die höhere Natur von Beiden, wenn ich nicht ganz vergeblich menschliche Physiognomieen studirt habe. Zwar sagte er freimüthig, daß er weder Künstler noch Kunstkenner wie Lord Arundale sei, aber ich sah an seinem Auge, daß er mein Gemälde, wenn auch nicht verstand, doch gewiß fühlte."

„Wie so?" sagte Olive mit wachsendem Interesse.

„Er betrachtete Alceste, die Alceste, die ich gemalt habe — wie sie auf ihrem goldenen Throne sitzt und auf den Tod wartet, der sie von ihrem Königreiche und ihrem Herrn abrufen soll, aber feierlich, ohne Furcht wartet sie. ‚Sehen Sie,' sagte Lord Arundale zu seinem Freunde, ‚wie die Liebe diese schwache Frau stärker als einen Helden macht, sehen Sie, wie furchtlos ein edles Weib sterben kann!' — ‚Aber nur eine Frau, die ihren Gatten liebt,' war die Antwort, aber mit so bitterm Tone gesprochen, daß ich mich umwandte, ihn zu sehen. O, hätte ich in dem Augenblicke diesen Kopf malen können! Er war ganz ein Heraclitus — ein Timon."

„Und wissen Sie seinen Namen? Wird er wieder kommen?"

„Nein, denn er verläßt heute London; ich wollte, es wäre nicht so, dann hätte ich ihn gern gebeten, mir zu sitzen; sein mächtiger, eiserner, strenger Kopf mit dem dichten, lockigen Haar würde wirklich ein Schatz für mich sein!"

„Aber wer ist er, Bruder?" fragte Meliora.

„Ein Gelehrter, und auch als solcher bekannt, wie Lord Arundale sagt. Er nannte mir seinen Namen, aber ich vergaß ihn; doch kannst Du hier irgendwo seine Karte finden.“

Meliora eilte nach dem Kaminsims und brachte ihrem Bruder eine solche. „Ist es diese?“ Er nickte zustimmend. Sie ging an das Licht und las laut:

Se. Ehrwürden Harold Gwynne.

Siebentes Kapitel.

Harold Gwynne bildete für Olive und ihre Mutter den Gegenstand der Unterhaltung während einer ganzen halben Stunde in der müßigen Dämmerungszeit, die sie immer in gemüthlichem Geplauder hinbrachten. Es war ein sonderbares Zusammentreffen, welches den beinah ganz vergessenen Namen auf einmal wieder in ihrer Erinnerung belebten; denn als die Schuld einmal bezahlt war, kam Mr. Gwynne und Alles, was damit zusammenhing, in gänzliche Vergessenheit, außer daß Olive sorgfältig seine Briefe aufbewahrte. Auch jetzt nahm sie sie aus ihrem Versteck und überlas sie wieder einmal nach langer Zeit, theils zur Unterhaltung ihrer Mutter, theils aber auch zu ihrer eigenen; denn es machte ihr besondere Freude, den Charakter nach der Handschrift zu beurtheilen, und für diesen Charakter, den Mr. Vanbrugh und auch seine Schwester so besonders beschrieben hatten, mußte sie sich natürlich interessiren.

„Wie eigen, daß er uns so nahe war und wir nichts davon wußten! Er scheint uns wirklich zu verfolgen — unser böser Genius — unser Dämon zu sein."

„Still, mein Kind, es ist unrecht so zu sprechen; erinnere Dich, daß er Sara's Gatte ist."

Olive that Dies, denn wenn sie auch in scherzender Weise davon sprach, so war ihr doch noch immer die Erinnerung an diese frühe Freundschaft, deren Untreue ihrem liebenden Herzen den ersten Gram gegeben hatte, ein so trauriger Gegenstand, als Etwas, das schon lange in der Vergangenheit liegt, sein kann. Nie hatte sie eine zweite Freundschaft geschlossen, denn es war in ihrer Natur eine Einheit, die es unmöglich machte, einen Altar zweiter Zuneigung auf den Ruinen des ersten zu bauen; dies fühlte sie schon bei des Lebens gewöhnlicheren Banden, wie sollte es erst sein, hätte sie je das große Geheimniß der Liebe gekannt?

Aber dies war ihr noch nicht aufgegangen, alle diese Jahre hindurch war ihr Herz so unberührt wie Gebirgsschnee geblieben. Als sie einmal den süßen Traum, der den Meisten in der frühesten Mädchenzeit kommt — der: zu lieben und geliebt zu werden — in sich besiegt hatte, zog sich ihr Herz in sich selbst zurück, und nach einiger Zeit des Leidens, die beinah so tief waren, als gälten sie einem wirklichen Gegenstande und nicht nur einem ideellen, fand sie sich ruhig in ihr Schicksal. Sie ging in Gesellschaft und sah dort Männer, wie sie eben in der Gesellschaft sind — schwache, flatterhafte Gecken, harte, mürrische Geschäftsmänner; einige Wenige, die sich nur

dem Vergnügen oder dem Laster hingaben und dazwischen die gewöhnlichen Menschenkinder, die weder gut noch böse sind; über die ersteren lachte sie, von den zweiten wandte sie sich mit Widerwillen ab, die dritten verachtete und verabscheute sie, und auf die vierten blickte sie mit ruhiger Gleichgültigkeit. Zwar war sie auch manchmal guten, gescheudten Männern begegnet, und zu denen fühlte sie sich mit freundschaftlicher Zuneigung gezogen, aber sie waren durch den ewig wechselnden Strom der Gesellschaft ihrem Gesichtskreise bald wieder entschwunden.

Auch waren diese wenigen Ausnahmen beinahe immer alte oder wenigstens ältliche Personen, Männer von lang anerkanntem Talent, oder weiße, ehrwürdige Familienhäupter. Die neue Generation aber, die jungen Männer, unter denen sich ihre weiblichen Bekannten fortwährend Ehemänner aussuchten, waren Olive meist zuwider. Allmälig, als sie sah, wie niedrig der allgemeine Maaßstab der Vollkommenheit war, wie weit unter ihrem eignen Ideale des Mannes, den sie verehren könnte, wurde sie mit ihrem eignen, bestimmten Loose immer zufriedener. Sie sah, wie ihre Gefährtinnen Männer heiratheten, die von ihr selbst nicht einen Gedanken gewonnen haben würden, und so legte sie denn für immer den halbtraurigen Traum ihrer Jugend bei Seite und vermählte sich mit ihrer Kunst.

Sie erging sich in einigen ihrer weisen Betrachtungen über Männer und Frauen, über Verlobungen und Heirathen im Allgemeinen, als sie zu den Füßen ihrer

Mutter saß und von Harold Gwynne und seiner Frau sprach.

„Es kann doch keine glückliche Ehe sein, Mama — wenn Mr. Gwynne wirklich so ist, wie Miß Vanbrugh und ihr Bruder ihn beschreibt,“ und den ganzen Tag traten die Worte vor Olive's Geist — „Eine Frau, die ihren Mann liebt.“ Sie wußte wenigstens, daß Sara Derwent, als sie sich verheirathete, den ihrigen nicht lieben konnte. Sara's jetziges Schicksal beschäftigte Olive's Gemüth lange Zeit, und sie hatte Gelegenheit genug zum Nachdenken, da ihre Mutter, bedrückt durch den schwülen Augustabend, eingeschlafen war, mit der Hand auf der Schulter ihrer Tochter, so daß diese sich, aus Furcht sie zu erwecken, nicht bewegen konnte.

Sie beobachtete, wie das Dämmerlicht in einen noch tieferen Schatten, in den eines heranziehenden Gewitters überging; die Bäume hinter dem Garten fingen an heftig hin und her zu schwanken, bis mit einem plötzlichen Blitz und einem entfernten Donnergeroll der Regen in Strömen herabgoß. Mrs. Rothesay fuhr zusammen und erwachte, denn wie die meisten, schüchternen Frauen hatte sie große Furcht vor Gewitter, und es bedurfte der ganzen Kraft Olive's, ihre aufgeregten Nerven zu beruhigen. Der Schreck wurde noch durch einen andern Laut, der durch den niederstürzenden Regen scholl, erhöht, durch ein heftiges Klingeln an der Gartenthüre, was Mrs. Rothesay in ihrem aufgeregten Zustande ein Vorbote aller Arten von Schrecken schien.

„Das Haus brennt — der Blitz hat eingeschlagen. O Olive, Olive, rette mich!“ rief sie.

„Still, Liebchen, Du bist ganz sicher bei mir.“ Und Olive stand auf, schloß ihre Arme fest um ihre Mutter, die ihren Kopf an der Brust der Tochter verbarg. So standen sie zusammen — Mrs. Rothesay zitternd und zaghaft — und Olive, ihre blasse Stirn furchtlos emporhebend, als ob sie jedem Schrecken, jeder Gefahr um ihrer Mutter willen begegnen könne, und in dem schwachen Scheine des Blitzes mußten sie der Fremden, die jetzt die Thüre öffnete, als schönes Bild kindlicher Liebe erscheinen. Die Eintretende war ein weibliches Wesen, das augenscheinlich Schutz gegen das Gewitter gesucht hatte.

„Ist dies das Haus der Miß Vanbrugh? Ist Jemand zu Hause?“ fragte sie mit etwas fremdartigem Dialect.

Olive lud sie ein, einzutreten.

„Danke sehr; vergeben Sie mein Eindringen, aber ich bin erschrocken — halb ertrunken. Das Gewitter ist furchtbar; wollen Sie mich aufnehmen, bis Miß Vanbrugh zurückkommt?“

Es wurde schnell Licht gebracht und Olive wollte die Fremde von ihren durchnäßten Kleidern befreien.

„Danke, nein, ich helfe mir selbst — das thue ich immer.“

Sie versuchte ihren Shawl — von reichem, schwerem Stoff mit glänzenden Farben — aufzustecken, aber ihre



zitternden Finger versagten es ihr; sie faltete die Stirn und murmelte französisch einige ärgerliche Worte.

„Es wäre besser, Sie ließen mich Ihnen helfen," sagte Olive sanft, als sie mit fester Hand das zitternde Wesen, ein Mädchen von höchstens siebenzehn Jahren, auf einen Stuhl zog und ihr dort den durchnäßten Shawl abnahm.

Nun erst hielt Miß Rothesay inne, um über dieses eigenthümliche Incognito nachzudenken, und als die junge Fremde, nachdem sie sich von ihrem Schreck erholt hatte, in die sehr unromantische Beschäftigung überging, ihren Rock an dem Küchenfeuer zu trocknen, betrachtete Olive sie mit keiner geringen Neugierde.

Sie schien ihr ein Bild von, wenn auch nicht mädchenhafter Anmuth, doch von der Anmuth, die die französische Mode dictirt. Ihre hohe, wohlgeformte Gestalt war durch Kunst und Schmächtigkeit zusammengepreßt, und ihr ganzer Anzug hatte die besondere Eigenthümlichkeit, welche wir Inselbewohner französirt nennen; ja sogar in dem Schlingen ihres Kragenbandes lag Etwas, welches zeigte, daß es nicht von englischen Händen geknüpft sein konnte. Sie erschien durch und durch als „eine junge Dame vom Auslande."

Wir haben zuerst von ihrem Anzuge gesprochen, weil dies das Bemerkenswertheste war. Sie selbst war ein hübsches, schlankes, wohlgebildetes Mädchen, die anmuthig gewesen wäre, wenn die Mode es ihr erlaubt hätte; aber eine Schönheit hatte sie, diese war ein geschwungner Nacken, auf dem der Kopf künstlerisch saß,

und den sie sehr stolz trug. Ihre Züge waren etwas groß, nicht hübsch und auch nicht häßlich. Sie hatte einen hübschen Mund und ein feines Kinn, dunkle Augen mit langen Seidenwimpern und lichtes Haar.

Diese Eigenthümlichkeit fiel Olive's Auge zuerst auf, so daß sie sich beinah einbildete, das Gesicht schon früher gesehen zu haben, ohne zu wissen, wo. Sie quälte sich über diesen Gegenstand, bis der junge Gast, der sich schon ganz heimisch gemacht und seine Kleider getrocknet hatte von selbst vorschlug, wieder in das Zimmer zurück zu kehren.

Sie thaten es, und zu Olive's Erstaunen führte die Fremde den Weg an, als ob sie sich mit vollkommener Leichtigkeit in das sonderbare Labyrinth des Hauses fände.

Unterdeß war das Gewitter vorüber gezogen und sie fanden Mrs. Rothesay ruhig auf den Thee wartend. Die junge Dame entschuldigte sich wieder in ihrer leichten, fremden Weise und fragte, ob sie wohl bei ihnen bleiben könne, bis Miß Vanbrugh zurückkäme? Natürlich willigte ihre Wirthin ein und sie unterhielten sich wohl eine Stunde hauptsächlich von Paris, das sie, wie sie sagte, eben verlassen habe, von französischen Moden, von Musik und Litteratur.

In all diesem wurden sie durch die Stimme Miß Vanbrugh's unterbrochen, die sie im Vorhaus hörten; das Mädchen fuhr zusammen, wie man bei dem Tone einer alten Melodie thut, die man in der Jugend gehört und seit Jahren vergessen hat; ihre Fröhlichkeit hörte plötzlich auf, sie legte ihre Hand vor die Augen und

war erst, als sich die Thüre öffnete, wieder ganz sie selbst.

Kein Kind, das einen Geist zu sehen glaubt, kann erschreckter aussehen, als es die alte, kleine Miß Meliora bei der plötzlichen Erscheinung dieses eleganten, jungen Dämchens war, das ihr entgegen kam; sie wurde ganz überwältigt von der modernen Verbeugung, der französischen Begrüßung auf beide Wangen und dem besorgten Fragen nach Miß Vanbrugh's Ergehen.

„Ich bin ganz wohl, ich danke, mein Fräulein; wahrscheinlich eine Freundin von Mrs. Rothesay?“ war die bestürzte Antwort.

„Nein, gewiß nicht, bis jetzt hatte ich noch nicht das Vergnügen, Mrs. Rothesay's Namen zu hören, mein Besuch gilt nur Ihnen,“ sagte die Fremde, indem sie sich augenscheinlich über ihr beibehaltenes Incognito freute, denn ihre Augen funkelten in Schlauheit.

„Ich freue mich, Sie zu sehen, mein Fräulein,“ stammelte die verlegene Meliora von Neuem.

„Das habe ich mir gedacht — ich kam auch, um Sie zu überraschen. Meine liebe Miß Vanbrugh, haben Sie mich wirklich vergessen? Dann erlauben Sie mir, daß ich mich Ihnen von Neuem vorstelle. Mein Name ist Christalina Manners.“

Miß Meliora sah aus, als könne sie in die Erde sinken. Jahr für Jahr hatte sie von der in der Bank niedergelegten Summe die Schulrechnung für ihren selbsterwählten Schützling bezahlt und das war Alles, denn spätere Ueberlegungen und einige weise Winke, die ihr

von gutmüthigen Freunden gegeben wurden, beschämten und erschreckten sie, sich solch einen zweideutigen protegée ausgesucht zu haben, und sobald sie sich vorstellte, wie Christalina einst als erwachsenes Mädchen zurückkommen könne, vertrieb sie diesen Gedanken mit wirklichem Schrecken aus ihrem Gemüthe. Jetzt nun war Das, was sie immer so gefürchtet hatte, wirklich geschehen; hier war das verlassene Kind als elegante, junge Dame zurückgekommen, ohne irgend eine Heimath auf der Welt, als die ihrer einzigen Freundin und Beschützerin.

Die arme Miß Vanbrugh war ganz bestürzt und sank auf einen Stuhl, indem sie rief: — „Ach Gott, ich bin so erschrocken — das heißt so überrascht. O, Miß Rothesay, was soll ich thun?“ Und mit flehenden Blicken sah sie auf Olive.

Die junge Fremde aber trat zwischen sie und Miß Rothesay; die glänzende Farbe auf Christalinens Gesicht erblaßte — ihr Lächeln ging in ein Stirnrunzeln über —

„So freuen Sie sich also nicht, mich zu sehen — Sie, die einzige Freundin, die ich auf der Welt habe, die zu sehen ich tausend Meilen gereis't bin — allein und unbeschützt — Sie freuen sich nicht, mich zu sehen? Ich werde gleich wieder umkehren — ich werde das Haus verlassen — ich werde — ich —“

Ihre rasche Rede endete in einem Strome Thränen und die arme Meliora fühlte sich schuldig. „Miß Manners — Christalina — mein armes Kind, so meinte ich es nicht! Weine nicht — weine nicht, ich freue mich

so, Dich zu sehen — wir Alle freuen uns — nicht wahr, Olive?"

Olive war beinah eben so verlegen als sie selbst; sie hatte eine unbestimmte Erinnerung an den Tod von Mrs. Manners und an des Kindes Aufnahme in eine Schule; seitdem aber hatte sie nichts wieder von ihr gehört. Sie konnte kaum glauben, daß dieses elegante Wesen vor ihr der kleine, zerlumpte Kobold von einem Mädchen war, das sie einst an dem Fenster hatte müßig in den Fluß starren gesehen. Dennoch that sie keine Fragen, sondern half das Mädchen beruhigen und so weit es möglich war, Frieden und Ruhe im Haushalte wieder herstellen.

Sie verbrachten nun den Abend, ohne in ihren Gesprächen die Vergangenheit zu berühren; nur einmal, als Christaline erzählte, wie sie nach dem Ablauf ihrer Schulzeit ihre Gouvernante gezwungen habe, sie wieder nach England und zu Miß Vanbrugh gehen zu lassen, sagte sie in ihrer stolzen Weise:

„Es geschah nicht um des Unterhaltes willen, denn Sie wissen, meine Eltern ließen mich unabhängig; aber ich wollte Sie gern sehen, denn ich wußte, daß Sie außer der Mühe, die Sie mit der Verwaltung meines Vermögens hatten, auch in meiner Kindheit gütig gegen mich gewesen waren; wie und auf welche Weise, erinnere ich mich zwar nicht deutlich, denn ich glaube," fügte sie lachend hinzu, „ich war ein sehr dummes, kleines Mädchen: die ganze Zeit, ehe ich zur Schule kam,

scheint mir so unklar; können Sie mich darüber aufhellen, Miß Vanbrugh?"

„Ein andermal, ein andermal, mein Kind," sagte die Schwester des Malers, indem sie ganz verlegen wurde.

„Nun gut, ich bin Ihnen doch für Alles dankbar und Sie werden mich immer so finden," sagte die junge Dame, indem sie Miß Meliora's Hand küßte und in einem Tone wirklichen Gefühls sprach, der jedes weibliche Herz gerührt haben würde, der aber Miß Vanbrugh, diese weichherzigste aller Frauen, gänzlich überwältigte. Sie umarmte ihren Schützling und erklärte, daß sie sich nie von ihr trenuen wollte.

„Aber," fügte sie, sich plötzlich mit Schrecken besinnend hinzu, „was wird Michael sagen?"

„Denken Sie heute Abend nicht daran," fiel Olive ein. „Miß Manners ist müde, wir wollen schnell zu Bette gehen und sehen, was der Morgen bringt."

Der Rath wurde befolgt und Christalina verschwand, aber nicht ohne auf Mrs. und Miß Rothesay eine Fülle anmuthiger Danksagungen und Entschuldigungen zu häufen und zwar mit einer Haltung und einem Anstande, der den Höflichkeitsunterweisungen der Pension große Ehre machte.

Mrs. Rothesay, der von alle Dem, was geschehen war, etwas verworren zu Muthe war, that doch nicht viele Fragen, sondern sagte nur, als sie sich zurückzog:

„Sie gefällt mir nicht ganz gut, Olive — ich habe den Ton ihrer Stimme nicht gern, und doch giebt es Etwas in der Berührung ihrer Hand, das mir auf-

fiel — was allen Menschen so verschieden ist. Es gab wohl kaum eine schönere Hand, als die Deines Vaters; er sagte, es sei ein Erbstück der Rothesay'schen Familie; Du hast sie auch, wie Du weißt, mein Kind," bemerkte Mrs. Rothesay. Sie seufzte, aber nur leise, denn nach so langen Jahren hatten es die Witwe und die vaterlose Tochter gelernt, ohne Schmerz, nur in zärtlicher Erinnerung von ihrem Verluste zu sprechen.

Indem Olive so an ihn und ihre Mutter dachte, durchdrang sie das Gefühl, wie ihr Loos doch auch so viel glücklicher sei, als das dieser Waise, die nach ihrem eignen Geständnisse es nie gekannt hatte, was es heißt, sich der Liebe der Verstorbenen zu erinnern, und sich der Liebe der Lebenden zu freuen, und ihr Herz wurde von tiefem Mitleiden — ja sogar von Zärtlichkeit für Christaline Manners bewegt.

Als sie ihrer Mutter, wie gewöhnlich, beim Auskleiden geholfen hatte, blieb sie, indem sie die Treppe hinunter ging, von einem ungewissen Gefühle der Theilnahme bewegt, vor der Thüre der jungen Fremden stehen. Sie hörte, wie diese mit einem schnellen, eiligen Schritt im Zimmer auf- und abging, und so klopfte sie an die Thüre.

„Sind Sie ganz behaglich? — Brauchen Sie Etwas?"

„Wer ist da? O, kommen Sie herein, Miß Rothesay."

Olive trat ein und fand zu ihrem Erstaunen, daß das Licht ausgelöscht war.

„Mir schien es, als ob ich Sie noch hörte, Miß Manners?“

„So war es auch, ich fühlte mich unruhig und konnte nicht schlafen, ich bin wahrscheinlich so ermüdet von meiner Reise, und das Zimmer ist mir fremd. Kommen Sie, geben Sie mir Ihre Hand.“

„Sie fürchten sich doch nicht, liebes Kind?“ sagte Olive, „dies dunkle, alte Haus erschreckt Sie wohl, oder denken Sie an Geister und Gespenster?“

„Nein — nein, ich dachte, wenn ich die Wahrheit sagen soll,“ sagte das Mädchen mit einem etwas unterdrücktem Seufzer — „ich dachte an Sie und Ihre Mutter, wie ich Sie stehen sah, als ich zuerst eintrat. Niemand drückte mich je so an sich oder wird es je thun. Nicht, daß ich Jemand deshalb zu tadeln hätte, denn Vater und Mutter starben und dafür konnten sie nichts. Aber wenn sie mich nur so in die Welt gebracht und dann verlassen hätten, wie es, wie ich gehört habe, manche Eltern thun, dann würde ich ausrufen: ‚Ihr bösen Eltern, wenn ich herzlos aufwachse, weil mich Niemand liebt, und schlecht werde, weil mich Niemand leitet — dann komme meine Sünde über Euch!‘ “

Sie sagte diese Worte mit heftiger Leidenschaft. Aber Olive antwortete ruhig: „Still, Christalina! — Laß mich Dich Christalina nennen, denn ich bin viel älter als Du — lege Dich nieder und ruhe aus; sei Du liebreich und es wird Dir nie an Liebe fehlen, sei demüthig und es wird Dir nie an einer leitenden Hand fehlen. Du hast hier treue Freunde, die ganz gewiß für

Dich sorgen werden. Sei zufrieden mein armes, müdes Kind."

Sie sprach sehr leise, und die Dunkelheit hatte die Erscheinung des modischen, jungen Fräuleins, das seine Grazie und seine Formen im Salon entfaltete, gänzlich verwischt; während Olive an Christalina's Bette saß, fühlte sie nur die Gegenwart einer verlassenen Waise und sagte sich in ihrem Herzen: „Möge es Gott gefallen, daß ich so viel Gutes, als in meiner schwachen Kraft liegt, hier für sie thun kann. Wer weiß, ob ich nicht in einer oder der anderen Weise dieses arme Kind trösten und ihm beistehen kann!"

So beugte sie sich nieder und küßte Christalina auf die Stirn, eine Zärtlichkeit, die das Mädchen leidenschaftlich erwiderte; dann verließ Olive sie, um sich neben ihre blinde Mutter mit einem ruhigen und glücklichen Herzen niederzulegen.

Achtes Kapitel.

Innerhalb einer Woche war Christalina Manners schon ganz heimisch in Woodford-Cottage geworden; in welcher Eigenschaft würde aber schwer zu sagen sein, ganz gewiß nicht als Miß Vanbrugh's Schützling — denn gegen dieses alte, kleine Fräulein hatte sie eine ganz herablassende Weise der Ueberlegenheit angenommen; den Bruder aber nannte sie im Geheimen nur „den alten Menschenfresser" und hielt sich so viel als möglich aus seinem Bereiche; dies war auch nicht schwer, denn der Künstler war zu sehr in sich selbst vertieft, als daß er sich in häusliche Angelegenheiten gemischt hätte. Uebrigens aber schien er in dem Irrthume zu leben, daß das lebhafte französische Mädchen ein Gast von Miß Rothesay sei, und seine Schwester wagte es nicht, diese Täuschung aufzuklären; auch erregte nicht Christalina's Familiennamen seinen Argwohn, da der Name seines früheren Modells, Clelia Manners, seit lange seinem Gedächtnisse entschwunden war.

So fühlte sich denn der junge Gast bald ganz zu

Hause — unterhielt den ganzen Haushalt durch seine Lebhaftigkeit und schien sich besonders an den Rothesay'schen Theil zu halten. In Olive's Atelier war sie zu Allem zu gebrauchen, selbst auch als Modell, oder wenigstens als Gliederpuppe zur Drapierung, da sie im Ganzen zu streng modisch war, um anmuthig in der Gestalt und nicht schön genug in der Gesichtsbildung, um für ein Künstlerauge anziehend zu sein. Doch genügte sie Allen und unterhielt Mrs. Rothesay die ganze Zeit durch ihre heiteren, französischen Gesänge, so daß Olive ganz froh war, sie zu haben.

Den Tag nach Christalina's Ankunft hatte sich Miß Vanbrugh mit ihrem hauptsächlichsten Staatsrathe, mit Olive Rothesay über ihren Gast besprochen und ihr Alles, was sie von dessen Geschichte wußte oder errieth, mitgetheilt; von Olive wollte sie nun wissen, wie viel davon Christalina wohl erfahren könnte; aber Olive, die daran dachte, was an dem ersten Abende zwischen ihnen vorgegangen war, rieth, daß, außer wenn Christalina entschieden etwas zu wissen verlangte, es besser sei, ein gütiges Stillschweigen über den Gegenstand zu behaupten.

„Ihre Eltern sind todt, davon ist sie überzeugt," eiferte Olive, „und wer sie auch waren, sie haben mit Fürsorge an sie gedacht; mögen sie nun gefehlt oder gelitten haben, lassen wir ihre Sünde oder ihren Gram nicht übergehen auf ihr Kind."

„So mag es sein," sagte die gute Meliora, und da sich Christalina, deren lebhafte Natur unfähig schien andere Eindrücke als die der Gegenwart zu empfangen,

nicht weiter erkundigte, wurde auch der Gegenstand nicht wieder berührt.

Die Zeit kam aber heran, wo sich der kleine Haushalt auflösen sollte. Vanbrugh verkündigte, daß er in 14 Tagen Woodford-Cottage verlassen müßte, um seine Reise nach Rom anzutreten. An alle die weltlichen Dinge aber, wie Vermiethung des Hauses oder Verkauf der Meubles dachte er nicht. Alles dies überließ er seiner thätigen, kleinen Schwester, die vom Morgen bis Abend, ja manchmal auch vom Abend bis Morgen geschäftig war. Denn wenn Michael etwas befahl, dann mußte es geschehen, wenn es nur irgend im Reiche der Möglichkeit lag, und Niemand anders als Meliora konnte es thun. Sie that es und das genügte ihm, wie — das war ihm gleich; er war so gewöhnt an ihre Dienste, daß er sie nicht mehr bemerkte, als das Tageslicht. Wäre aber das Licht plötzlich verschwunden — dann würde wohl auch Michael Vanbrugh erkannt haben, was es ihm einst gewesen.

Noch ehe die vorgeschriebene Zeit ganz verstrichen war, verkündete Miß Vanbrugh, daß Alles zur Abreise vorbereitet sei, ihr Bruder hatte Nichts zu thun, als seine Staffeleien und Gemälde einzupacken, und diese Pflicht war schon ganz genug für Einen, dem sein Malerzimmer der einzige Aufenthalt war.

Aber eine unübersteigliche Schwierigkeit bedrückte Meliora, was sollte aus Christalina Manners werden? Tag und Nacht beunruhigte sie dieser Gedanke; endlich gab sie dem Mädchen selbst einen Wink darüber und

diese bestimmte mit einem Male die Frage, indem sie sagte, „ich gehe nicht nach Rom.“

Sie hatte einen sonderbaren Character und bei aller flüchtigen, leichtsinnigen Fröhlichkeit war sie doch, wenn sie einmal sagte, „ich will“ so fest wie ein Fels; keine Ueberredungen, keine Befehle vermochten etwas über sie. In dem jetzigen Falle schienen diese aber auch nicht nöthig, das Schicksal schien ihr von selbst zu Hülfe zu kommen; denn Mrs. Fludyers, die eines Tages kam, um noch mit Rothesays über ihre Ankunft in Farnwood zu sprechen, faßte solche plötzliche Zuneigung zu der jungen Französin, wofür Miß Manners gewöhnlich gehalten wurde, daß sie Mrs. Rothesay dringend bat, sie mit nach Farnwood zu bringen. Olive war noch etwas unschlüssig, aus Furcht, dieser beständige Gast könnte für ihre Mutter eine Last werden, aber da Christalina's Bitten keinen geringen Einfluß auf die Wagschaale ausübten, wurde der Vorschlag endlich mit allgemeiner Zustimmung angenommen.

Nachdem nun alle Vorbereitungen getroffen waren, rückte der Abschied der beiden kleinen Familien immer näher, die so lange in Frieden und Harmonie zusammen gelebt hatten. Die Rothesays wollten den einen Tag, die Vanbrughs den anderen abreisen und Olive und Meliora waren beide so geschäftig, daß sie noch gar nicht Zeit gehabt hatten, das Schwere der Trennung zu fühlen. Am Abend aber bemerkte Olive, wie Miß Vanbrugh ruhig und traurig ihre Blumen begoß, sie that es mit einer Art mechanischer Theilnahme — der Theil=

nahme einer Mutter, die in milder Weise fortfährt, für die Bequemlichkeit und den Schmuck des Kindes zu sorgen, von dem sie sich trennen muß; dies machte Olive traurig und sie ging hinunter in den Garten zu Meliora.

„Kann ich Ihnen helfen, liebe Miß Vanbrugh? Warum wollen Sie sich nach allen den Anstrengungen des Tages noch so ermüden?“

Meliora sah auf — „ach ja, es ist wahr, sehr wahr! Ich werde dies nie mehr thun können, aber die armen Blumen sollen nicht darunter leiden, ich will wenigstens für sie sorgen, so lange ich kann. Diese Dahlien, die ich das ganze Jahr beobachtet habe, müssen jeden Abend begossen werden und zwar noch den ganzen nächsten Monat. Ein Monat! O, Miß Rothesay, ich bin recht thörigt, ich weiß es, aber es bricht mir beinah das Herz, meinem armen, kleinen Garten Lebewohl zu sagen!“

Ihre Stimme schwankte und endlich fingen ihre Thränen an zu fließen — nicht in einer bitteren Weise, sondern ruhig und sanft, wie das Tropfen eines Abendregens. Doch sammelte sie sich schnell und fing an, von ihrem Bruder und von Rom zu sprechen; sie war gewiß, daß dort sein Genius genügende Anerkennung finden und daß er in Ruhm und Ehre mit den alten Meistern wetteifern würde. Auch war sie ganz zufrieden, mit ihm zu gehen, denn vielleicht würde ihr das warme Klima zuträglicher als das englische sein, jetzt, wo sie, wenn auch gerade nicht alt — denn sie war viel jünger als Michael, der doch noch eine ganze Lebenszeit von

Ruhm vor sich hatte — aber doch wenigstens älter wurde. Die fremde Sprache würde ihr zwar etwas hinderlich sein, aber sie fing schon an, sie zu lernen und sie war ja immer gewöhnt gewesen, sich leicht in Alles zu schicken und so war sie denn fest überzeugt, daß dieser Plan Michael's zu ihrem beiderseitigen Besten ausschlagen würde.

„Aber nach unserm guten, alten Häuschen werden Sie manchmal sehen, wenn Sie nach London kommen, nicht wahr? Und mir dann schreiben, wie es aussieht. Sie können mir auch ein Stückchen Clematis in den Brief legen, und wer weiß, ob Sie nicht noch eine reiche Dame werden und einst das ganze Häuschen übernehmen und dann wieder hier wohnen werden.“

„Vielleicht, wenn Sie dann von Rom kommen wollen, um mich hier zu besuchen?“ sagte Olive lächelnd, denn sie war froh, irgend eine heitere Hoffnung beleben zu können.

„Nein, nein, ich werde nie Michael verlassen — ich werde ihn nie verlassen!“ Dies wiederholte sie oft zu sich selbst, indem sie die Gießkanne nahm, um in ihrem Geschäfte fortzufahren.

Ihre zärtliche Gefährtin folgte ihr einige Zeit, da aber Miß Vanbrugh keine Lust zu haben schien, sich weiter zu unterhalten, ging Olive in das Haus zurück.

Sie war in dem unruhigen, bedrückenden Gemüthszustande, der immer einem großen Wechsel voran geht, wenn alle Vorbereitungen vollendet sind und Nichts zu thun übrig bleibt, als über den nahenden Wechsel nach-

zudenken. Sie hatte nirgend Ruhe, konnte nichts thun, sondern wanderte durch das Haus, indem sie an den letzten Tag in Oldchurch dachte und überlegte, welches nun wohl der nächste Wechsel sein würde. Sie ging in das Wohnzimmer, wo Christalina Mrs. Rothesay mit ihren fremden Liedern unterhielt und begab sich von da nach Mr. Vanbrugh's Atelier, um mit ihrem alten Meister ein letztes Gespräch über Kunst zu führen.

Er war eifrig beschäftigt, seine Abgüsse und noch übrig gebliebenen Gemälde einzupacken; in derselben gleichgültigen Weise wie immer, begrüßte er die Gegenwart seiner Schülerin und nahm auch ebenso ihre Hülfe an, denn Vanbrugh brachte, wenn auch nur aus Zerstreutheit, alle weiblichen Wesen um sich zu dem Zustande völliger Sclaverei.

„So, das wird gehen; und nun bringen Sie mir den größten aller Schätze, die Büste Michel Angelo's."

Sie kletterte auf einen Stuhl und nahm sie sorgfältig und ehrerbietig herunter, um ihren Lehrer ganz zu befriedigen.

„Ich danke Ihnen, meine Schülerin; Sie machen sich sehr nützlich; ich weiß nicht, was ich ohne Sie thun sollte."

„Sie werden sich nun bald ohne mich behelfen müssen," war Olive's sanfte, aber etwas wehmüthige Antwort.

„Dies ist mein letzter Abend in diesen lieben, alten Räumen — mein letztes Gespräch mit Ihnen, mein guter, gütiger Lehrer."

Er sah sie erstaunt und ärgerlich an. „Unsinn, Kind, wenn ich nach Rom gehe, gehen Sie auch. Ich glaubte, Meliora hätte dies Alles eingerichtet.“ Olive schüttelte mit dem Kopfe.

„Nein, Mr. Vanbrugh, dies ist wirklich unmöglich.“

„Wie, nicht mit mir nach Rom gehen! — Sie, meine Schülerin, der ich alle die glänzenden Geheimnisse meiner Kunst zu offenbaren gedachte! Olive Rothesay, Sie träumen?“ rief er erzürnt.

Sie antwortete nur sanft, daß alle ihre Pläne festgestellt wären und daß, so entzückt sie auch sein würde, Rom zu sehen, sie doch nicht daran denken könne, ihre Mutter zu verlassen.“

„Ihre Mutter! Welches Recht haben wir Künstler, an irgendwie verwandtschaftliche Bande zu denken oder nur einen Augenblick zu erlauben, daß sie in der Wagschaale unseres edeln Berufes etwas wiegen? — Ich sage unseres, denn jetzt sage ich Ihnen, was ich Ihnen nie früher sagte, Sie, obgleich eine Frau, haben den Geist eines Mannes. Ich bin stolz auf Sie; ich habe eine glänzende Zukunft für Sie vor Augen; in alle meine Pläne gehörten Sie — wie wir zusammen in die Stadt der Kunst ziehen wollten, dort zusammen leben, zusammen arbeiten, als Lehrer und Schüler! Welche großen Werke würden wir ausführen! Wir würden den Brüdern Caracci oder dem Titian und seinem Schüler und angenommenen Sohne gleichen. Ach, wären Sie doch kein Weib! daß ich Sie zu meinem Sohne in der Kunst hätte machen, Ihnen meinen Namen geben

und dann ruhig sterben können, indem ich Ihnen die Krone meines Ruhmes hinterlassen hätte!"

Seine rasche, aufgeregte Sprache milderte sich bis beinah zur Rührung; er warf sich auf seinen Malerstuhl und erwartete Olive's Antwort.

Sie kam abgebrochen, beinah unter Thränen:

„Mein theurer, mein edler Lehrer, dem ich so viel verdanke, was kann ich Ihnen sagen?"

„Daß Sie mir folgen wollen — daß Ihre jungen Hände bereit sein wollen, wenn mein sinkendes Alter ihrer bedarf und daß auf diese Weise die vergehenden Kräfte des Meisters in dem aufsteigenden Ruhme des Schülers wieder aufblühen."

Olive antwortete nichts als: „Meine Mutter! — Sie würde England nicht verlassen und ich kann mich nicht von ihr trennen."

„Thörichtes Mädchen!" sagte Vanbrugh rauh, „verläßt denn ein Kind nie seine Mutter? Das ist etwas, was täglich geschieht. Mädchen thun es immer, wenn sie heirathen." Er hielt plötzlich inne und dachte nach; dann sagte er hastig: „Kind, gehen Sie weg, Sie haben mich erzürnt; ich will allein sein — ich werde Sie rufen, wenn ich Sie brauche."

Sie verschwand und eine Stunde lang hörte sie ihn mit schweren Schritten auf- und abgehen. Bald nachher war eine Pause und dann hörte Olive, wie er ihren Namen rief und schnell folgte sie seinem Rufe.

Sein Zorn war vorüber; er stand ruhig da, seinen Arm auf das Kaminsims gelehnt, während das Lampen-

licht auf die langen, reichen Falten seines Sammtgewandes fiel und einen mildernden Schatten auf seine rauhen Züge warf. Es lag Majestät, sogar Anmuth in seiner Stellung, und in seinen Zügen eine würdige Heiterkeit, die ihm wohl stand.

Er winkte seiner Schülerin, sich zu setzen und sagte dann zu ihr:

„Miß Rothesay, ich möchte mit Ihnen, wie mit einem verständigen, edeln Weibe sprechen, (es giebt solche, ich weiß es und Sie gehören zu ihnen) aber ich möchte auch mit Ihnen, wie mit einem meines Gleichen — einem wahren Anhänger unserer göttlichen Kunst sprechen, der dem einen großen Ziele alle Lebenszwecke unterordnet, so wie ich es gethan habe.“

Er hielt einen Augenblick inne und als er keine Antwort erhielt, fuhr er fort:

„Alle diese langen Jahre sind Sie meine Schülerin gewesen und sind mir und meiner Kunst nothwendig geworden; mich von Ihnen zu trennen, ist unmöglich, es würde alle meine Pläne und Hoffnungen zerstören; nur einen Weg giebt es, dies zu verhindern: Sie sind ein Weib, ich kann Sie nicht zu meinem Sohne, aber wohl — zu meiner Gattin machen.“

Olive hörte tief erstaunt zu. „Ihre Gattin — ich — Ihre Gattin?“ war Alles, was sie hervorbrachte.

„Ja, ich bitte Sie darum — nicht um meiner selbst willen, sondern für unsere edle Kunst, ich bin längst über die Jugend hinaus, vielleicht sogar ein ernster, rauher Mann, ich kann Ihnen nicht Liebe — aber kann Ihnen

Ruhm geben. So lange ich lebe, kann ich Sie zu solch' einer Künstlerin machen, wie es keine vor Ihnen gab und sterbend vermache ich Ihnen die Unsterblichkeit meines Namens. Antworten Sie mir — ist das Nichts?"

„Ich kann nicht antworten, ich bin ganz bestürzt."

„Dann hören Sie weiter. Sie sind kein solch' thörichtes Mädchen, die meiner grauen Haare spotten würde, ich werde zärtlich für Sie sorgen, denn Sie sind gut gegen mich gewesen; ich werde es lernen, Sie mit der Zartheit zu behandeln, welcher Frauen bedürfen; Sie werden wie das Kind meines Alters sein. Sie werden mich also heirathen, nicht wahr, Olive Rothesay?"

Er ging auf sie zu, ergriff ihre Hand, ernst zwar, aber nicht ohne Zartheit; sie aber zog sich zurück.

„Ich kann nicht, ich kann nicht, es ist unmöglich!"

Er blickte sie einen Augenblick an, aber weder mit vorwurfsvollem Zorne, noch mit verwundeter Zärtlichkeit, sondern mit strengem, kaltem Stolze. „Ich habe mich geirrt — verzeihen Sie mir." Dann ging er zurück an das Kamin und nahm seine frühere Stellung wieder an.

Nach einigen Augenblicken des Stillschweigens fühlte Michael Vanbrugh seinen Arm berührt und sah die kleine, zarte Figur seiner Schülerin neben sich stehen.

„Mr. Vanbrugh, mein geliebter Lehrer und Freund, sehen Sie mich an und hören Sie, was ich Ihnen zu sagen habe."

Er bewegte seinen Kopf zustimmend ohne sich umzuwenden.

„Ich habe nun,“ sagte Olive, „26 Jahre gelebt, ohne daß Jemand je zu mir vom Heirathen gesprochen hätte, auch habe ich mir nicht träumen lassen, daß es einmal geschehen könne. Da Sie es nun aber doch gethan haben, kann ich nicht anders antworten, als ich geantwortet habe.“

„So sind Sie also noch derselben Meinung?“

„Ich bin es, nicht wegen Ihres Alters oder meiner Jugend, sondern weil Sie, wie Sie sagen, mir keine Liebe zu geben haben und weil ich Ihnen keine zu bringen habe; deshalb würde es für mich eine Sünde sein, Sie zu heirathen.“

„Wie Sie wollen, wie Sie wollen. Ich hielt Sie für einen mir verwandten Genius und finde auch in Ihnen nur das Weib. Spotten Sie nur des alten Thoren mit seinem grauen Haare — gehen Sie und heirathen Sie den nächsten, jungen, heiteren —“

„Sehen Sie mich an!“ sagte Olive mit einem traurigen, bedeutungsvollen Tone, „ist es wahrscheinlich, daß ich mich je verheirathe?“

„Ich habe unrecht gesprochen,“ sagte Vanbrugh mit gerührter, demüthiger Stimme. „Die Natur ist gegen uns Beide hart gewesen; wir sollten nachsichtig mit einander umgehen. Vergeben Sie mir! Olive.“

Er reichte ihr seine Hand, sie nahm sie und drückte sie an ihr Herz.

„O, könnte ich doch immer Ihre Schülerin — Ihre

Tochter bleiben! Mein theurer, lieber Lehrer! Ich werde Sie, so lange ich lebe, nie vergessen."

„Möge es so sein!" Er ging von ihr, setzte sich wieder und stützte seinen Kopf auf die Hand. Wer konnte wissen, welche Gedanken sein Gemüth durchkreuzten; bereuende, vielleicht vorwurfsvolle Gedanken, an den Segen, den er verloren oder verschmäht hatte — an die höchste Seligkeit des Lebens — an des Weibes Liebe. —

Olive näherte sich ihm.

„Ich muß jetzt gehen. Wollen Sie mir Lebewohl sagen, freundlich und gütig? Sie dürfen nicht schlechter von mir denken, nach dem, was heute Abend zwischen uns vorgegangen ist!" Sie kniete vor ihm nieder und drückte ihre Lippen auf seine Hand.

Er beugte sich und küßte ihre Stirn; es war der erste und letzte Kuß, den Michael Vanbrugh seit seinen Knabenjahren je einem weiblichen Wesen gab.

Dann erhob er sich — aber jetzt wieder allein als der große Künstler. In seinem Auge leuchtete keine Milde, nur der Stolz des Genius' — des mächtigen, muthigen, ewigen Genius' allein.

„Gehen Sie, meine Schülerin, und erinnern Sie sich meiner Abschiedsworte: Ruhm ist seliger als alle Freuden, stärker als alle Schmerzen. Wir geben der Kunst unser ganzes Leben und sie giebt uns — Unsterblichkeit."

Als Olive sich entfernte, sah sie, wie er ernst und unbeweglich mit verschränkten Armen und majestätischen Augen dastand; gleich einem einsamen Felsen, auf dem keine Blumen wachsen, aber auf dessen Gipfel unaufhörlich das Licht des Himmels scheint.

Neuntes Kapitel.

„Nun, Liebchen, wie fühlst Du Dich in Deiner neuen Heimath?“ sagte Olive zu ihrer Mutter, als sich nach einer langen, ermüdenden Reise der erste Abend in Farnwood auf sie niedersenkte: ein dunkler, windiger Herbstabend, der sich durch die Nachbarschaft dichter Wälder mit wildem Rauschen hörbar machte.

„Ich fühle mich ganz zufrieden, mein Kind; ich bin ja überall zufrieden, wenn ich mit Dir bin. Und ich liebe den Wind, er hilft mir die Art von Gegend vorzustellen, in der wir uns befinden.“

„Es ist eine waldige Gegend, bergig und dunkel; wir fuhren durch meilenlange Wälder und über Straßen, wo die gefallenen Blätter einen Teppich bildeten. Die Wälder werden in dieser Herbstzeit wunderbar glänzen.“

„Das wird reizend sein, mein Kind,“ sagte Mrs. Rothesay, die so gewöhnt war, mit Olive's Augen zu sehen und sich an den Bildern zu entzücken, die ihr Olive mit beredter Zunge lebendig vormalte, daß sie nie wie eine Blinde sprach. Sogar die Außenwelt war

für sie keine verzweiflungsvolle Oede. Wohin sie auch gingen, was Olive sah, jeden schönen Platz, jedes Ding, jede Person bewahrte sie als Schatz in ihrem Gedächtnisse auf. „Ich muß Mama davon erzählen," oder „ich muß Mama hierher führen und die Aussicht für sie malen." Und dies that sie dann in so reichen, klaren Worten, daß die blinde Mutter oft sagte, sie hätte größeren Genuß von solchen Scenen, als wenn die ganze weite Erde offen vor ihren unbeschränkten Augen läge.

„Ich möchte wissen," sagte Olive, „in welchem Theile von S——shire wir sind; es ist mir, als wären wir an Feenhand hierhergekommen und ich weiß nur, daß unsere Reise in London anfing und in Farnwood endete; von der ganzen Nachbarschaft weiß ich nichts."

„Kümmere Dich nicht um die Nachbarschaft, mein Kind, da wir, wie Du sagst, ein so hübsches Haus gefunden haben. Sage mir, ist es Woodford-Cottage ähnlich?"

„Nein, ganz und gar nicht; es ist modern und behaglich und sie haben es fertig für uns eingerichtet, gerade als kämen wir in das Haus naher Freunde; wie gütig ist es von Mrs. Fludyer!"

„Nein, ich bin überzeugt, Mrs. Fludyer wußte nie, wie ein Haus einzurichten sei; sie hat gewiß nichts dabei gethan, glaubt mir!" bemerkte die scharfsichtige Christalina.

„Nun dann muß es wieder dieselbe Feenhand sein, die auch dies für uns gethan hat und jedenfalls bin ich

sehr dankbar, solch' ein ruhiges, angenehmes Heimathplätzchen zu finden."

„Auch ich fühle mich schon wie zu Hause," sagte Mrs. Rothesay in einer sanften, müden Stimme. „Olive, mein Herzenskind, wie froh bin ich, daß die Reise vollendet ist, es war beinah zu viel für mich. Wir wollen nicht sobald wieder zurück nach London gehen, sondern hier recht lange bleiben."

„So lange Du willst, Liebchen, und soll ich Dir nun das Haus zeigen?"

Das Haus „zeigen" bedeutete eine lange Beschreibung, die Olive in der fröhlichsten Weise gab, während sie von Zimmer zu Zimmer gingen. Es war eine hübsche, bequeme Wohnung und das hübscheste Zimmer bestimmte Miß Rothesay zu ihrem gemeinschaftlichen Wohnzimmer.

„Das Wohnzimmer ist ganz reizend mit seinen weißen Vorhängen und alten Eichenmeubelns; ein niedlicher Pfeilerspiegel, nach ländlicher Weise mit Pfauenfedern umsteckt, und hier, Mama, sind einige Kupferstiche, eine Auferstehung des Lazarus', aber doch nicht ganz so gut als mein „Sebastian del Piombo" und hier hängen Ansichten von meinem geliebten, schönen Schottland — ein „Hochlandssee" und das Edinburgher Schloß und o Mama, hier ist das große, alte Stirling, der Ort, wo ich geboren bin! Es ist, als ob unsere gute Fee diese wichtige Thatsache gewußt habe, denn wirklich, hier ist auch das Kaminsims mit zwei großen Büscheln Heide geschmückt! Wahrscheinlich mir zu Ehren. Wie köstlich!"

„Ja, aber ich bin müde, Kind; ich wollte, ich wäre im Bett und zur Ruhe."

Dies wurde bald bewerkstelligt und Olive setzte sich, wie sie so oft that, neben sie, bis Mrs. Rothesay eingeschlafen war. Mechanisch sah sie sich, während sie so ruhig dasaß, um, wie man oft thut, wenn man Besitz von einem fremden Zimmer genommen hat; mit neugierigem Auge bemerkte sie jede Verzierung, jeden kleinen Engel in dem Schnitzwerk, was ihr Alles mit der Zeit so bekannt werden sollte. Dann dachte sie in ihrer träumerischen Stimmung daran, wie oft sie wohl in diesem Zimmer ihren Kopf auf das Kissen legen würde und wenn und wie es das letzte Mal sein würde; für alle Dinge auf Erden kommt ja doch ein letztes Mal.

Aber sich selbst aus diesen Träumen weckend, wandte sie sich, um nach ihrer Mutter zu sehen. Auf dem zarten, ruhigen Gesicht lag die Stille eines tiefen Schlafes, eine Stille, die uns manchmal erschreckt durch die Aehnlichkeit mit einer anderen noch feierlicheren Ruhe, und während sie so hinblickte, durchdrang ein Schmerz das Herz der Tochter. Um ihn zu vertreiben, beugte sie sich nieder und küßte das Gesicht, das für sie immer das schönste der Welt gewesen war, dann aber, indem sie ihrem früheren Gedanken folgte, kam ihr das Bild des einen Tages, der, so weit er auch noch entfernt sein mochte, doch aller menschlichen Ansicht nach einmal kommen mußte — der Tag, wo sie die Stirn ihrer Mutter zum letzten Male küssen würde.

Ein augenblickliches Beben, ein schwaches Gebet und der Gedanke ging vorüber, aber noch lange nachher erinnerte sie sich dessen und wunderte sich, daß er damals und an diesem Orte kommen mußte.

Der erste Morgen, der für sie im Thalhause von Farnwood (so wurde das kleine Haus genannt) anbrach, war einer der glänzendsten, den je ein Septemberhimmel beschien. Olive fühlte sich den ganzen Tag fröhlich und Christalina lief unaufhörlich aus und ein, indem sie die wunderbarsten Entdeckungen machte, wunderbar für ein junges Dämchen, die noch nie in ihrem Leben wirklich auf dem Lande gewesen war. Sie sehnte sich nach einer Wanderung und ruhte nicht eher, bis Olive in dieses Unternehmen einging. Es sollte ein langer Spaziergang sein und als bestimmtes Ziel galt ihnen ein Zeichen, das man Meilen weit sehen konnte, eine Kirche auf der Spitze eines Berges.

Olive sehnte sich, dorthin zu gelangen, weil es der erste Gegenstand in der Weite gewesen war, auf dem ihre Augen in Farnwood geruht hatten, denn schon am frühen Morgen hatte sie die Spitze von ihrem Fenster aus im ersten Morgensonnenscheine glänzen sehen. Alles war so neu, so lieblich; sie fühlte sich so glücklich, als ob mit diesem ersten Aufgange der Sonne in Farnwood auch für sie ein frisches Morgenroth aufgegangen wäre. Noch oft während des Tages hatte sie nach jener Bergkirche geblickt, von der sie gern etwas Näheres gewußt hätte, und so bestimmte sie, daß ihr erster Spaziergang dorthin führen sollte.

Die anmuthige Thurmspitze stieg vor ihnen auf und leitete sie den ganzen Weg, der Olive nicht lang schien, denn sie schwelgte in den Schönheiten, die sich auf ihrem einsamen Wege entfalteten, dieser führte auf einer sich windenden Straße, von der einen Seite vom Walde begrenzt und immer nach dem Berge zu, der sich am Ende erhob. Aber Christalina's verwöhnten Füße ermüdeten bald, und als sie an die Anhöhe kamen, setzte sie sich ruhig an die Straße nieder.

„Ich werde in diese Hütte gehen, bis Sie zurückkommen, Miß Rothesay, aber Sie brauchen sich nicht zu beeilen, denn vor einer Stunde bin ich nicht fähig, zurückzugehen," sagte die eigenwillige, junge Dame, als sie schnell verschwand und es ihrer Gefährtin allein überließ, die Kirche zu erreichen.

Langsam erstieg nun Olive den Berg und ging durch ein bewachsenes Berggäßchen, das zu dem Kirchhofe führte. Ein hübsches, kleines Dorf lag in der Nähe, aber sie war zu müde,. um noch weiter zu gehen. So trat sie in den Kirchhof, um sich niederzusetzen und auf den Grabsteinen auszuruhen; an der Gitterthüre aber blieb sie stehen, um auf das weite Land zu blicken, das sich im Nachmittagssonnenscheine glänzend vor ihr ausbreitete — eine friedliche Erde, die mit Lächeln das Lächeln des Himmels erwiederte. Die alte graue Kirche mit ihrem Kranze riesenhafter Bäume schloß alle Zeichen menschlicher Wohnungen aus und kein Laut, nicht einmal der singender Vögel, unterbrach die vollkommene Ruhe, die sich um sie gelagert hatte.

Kaum hatte Olive noch je einen so lieblichen Ort gesehen, seine Lieblichkeit drang ihr in's Herz und bewegte sie sogar zu Thränen. Von der Bergspitze sah sie herab auf die weite, grüne Ebene, dann auf in den Himmel und wünschte sich Flügel, um hinauf in das Blaue zu segeln. Noch nie hatte sie so tief gefühlt, wie schön die Erde sei und wie glücklich man auf ihr sein könnte. Und war denn Olive nicht glücklich? Sie dachte an Alle, deren Gestalten auf dem Gemälde ihres Lebens erschienen waren; ihrem Herzen schienen sie alle schön — schön und innig geliebt: doch aber war es ihr, als ob noch etwas dabei fehle, ein Bild noch, das sich über Alle erheben sollte und sie Alle in ein großes, harmonisches Ganze verschmelzen.

Halb bewußt dieses einen Entbehrens dachte Olive: „ich möchte wissen was aus mir geworden wäre, hätte ich das eine große Geheimniß, welches das ganze Leben krönt, ergründet — hätte ich je Liebe kennen lernen!“

Dieser Gedanke führte ihr manche Gespräche mit Michael zurück, es war sein Glaube, daß das Leben des Herzens und das des Geistes — das eine so warm und reich, das andere so einsam und kalt — selten zusammen bestehen können; und ihr ganzes Geschick schien sich jetzt dem letzten zuzuwenden.

„Es mag so sein und vielleicht ist es gut. Laß mich so denken, Gott! Aber wenn ich auf Erden diese Leere empfinden muß, so gieb, daß sie endlich in dem reichen, künftigen Leben, nach dem alle Geister streben, ausgefüllt werde!“

Diese Betrachtungen, denen sie sich so überließ, fingen an, sie zu bedrücken, und sie war beinah froh, daß sie durch die Erscheinung eines kleinen Mädchens unterbrochen wurde, die am andern Ende des Kirchhofs durch das Pförtchen eintrat und sehr langsam und ruhig auf einen Grabstein, nahe bei Miß Rothesay, zuging.

Olive näherte sich, aber das Kind, ein gedankenvoll aussehendes, kleines Wesen von ungefähr acht Jahren, bemerkte sie nicht eher, als bis sie dicht heran kam.

„Ich will Dich nicht stören, mein Kind," sagte sie sanft, als das kleine Mädchen schüchtern und erschreckt schien und weglaufen wollte. Aber Miß Rothesay, die alle Kinder liebte, fing an, mit ihr zu sprechen und es gelang ihr bald, die Schüchternheit des hübschen, kleinen Mädchens zu besiegen. Denn hübsch war sie wirklich und besonders bewunderte Olive ihre Augen, die groß und dunkel und die Art Augen waren, die sie immer um Sara's willen geliebt hatte. Indem sie jetzt hinein sah, schien sie noch einmal zurück in jene Tage ihrer ersten Jugend und des längst entschwundenen Traumes geführt zu werden.

„Gehst Du gern hierher, mein Kind?"

„Ja, wenn ich mich irgend von Papa und Großmama wegstehlen kann; sie verbieten es mir zwar nicht, denn sonst, wissen Sie, könnte ich es nicht thun, aber sie sagen, es tauge mir nicht, hier zu sitzen und zu denken und schicken mich zu meinen Spielen."

„Und warum sitzest Du lieber hier, als zu spielen?"

„Weil es hier ein Geheimniß giebt und das muß ich

suchen, herauszufinden. Ich darf es Ihnen aber nicht sagen, denn Sie würden es Papa und Großmama verrathen und die würden schelten."

„Aber Deine Mama — Du kannst es doch gewiß Deiner Mama sagen, der meinigen sage ich Alles."

„Thun Sie das? Und haben Sie eine Mama? Dann können Sie mir vielleicht helfen, etwas über meine Mama herauszufinden. Sie müssen wissen," fügte das Kind hinzu, indem sie geheimnißvoll und eifrig ihr Gesichtchen empor hob, „als ich sehr klein war, lebte ich entfernt von hier — ich sah nie meine Mama, und meine Amme sagte mir, sie sei „fortgegangen." Vor einiger Zeit aber, als ich nach Hause kam, mein Haus ist da," und sie zeigte auf ein Gebäude, das die Pfarrei zu sein schien und hell durch die Bäume schimmerte — „als ich nach Hause kam, sagten sie mir, meine Mama sei hier unter diesem Steine, aber weiter wollten sie mir Nichts sagen. Nun, was soll dies Alles heißen?"

Olive merkte an diesen Worten, daß das Kind auf dem Grabe ihrer Mutter spiele; es schien ihr jedoch sonderbar, daß man sie so gänzlich unbekannt mit den Geheimnissen des Todes und der Unsterblichkeit gelassen hatte, und darum war Miß Rothesay etwas verlegen um eine geeignete Antwort.

„Mein Kind, wenn Deine Mama hier ist, so ist es nur ihr Körper." Olive hielt inne, als sie fand, wie schwierig es sei, die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele in einfache Worte zu fassen. Endlich fuhr sie fort — „wenn Du schläfst, träumst Du dann nicht

manchmal, wie Du an schönen Orten spazieren gehst und manche schöne Dinge siehst, und machen Dich denn solche Träume nicht so glücklich, daß es Dir gleich wäre, ob Du auf Deinem weichen Bette oder auf hartem Boden lägest? Nun, eben so ist es mit Deiner Mama; ihr Körper ist hierher schlafen gelegt, aber nicht ihre Seele — ihr Geist fliegt weit weg in schönen Träumen, so daß sie es nicht einmal fühlt, daß sie im Grabe unter der Erde liegt."

„Aber wie lange wird ihr Körper da liegen und wird er nie erwachen?"

„Ja, gewiß wird er erwachen, obgleich wir nicht wissen, wann, und dann wird er aufgenommen in den Himmel zu Gott."

Das Kind sah ernst zu Olive auf. „Was ist Himmel und was ist Gott?"

Miß Rothesay's Erstaunen mischte sich mit Entsetzen; ihr eigner religiöser Glaube war so unmerklich erwacht — zugleich als Instinkt und als Belehrung — daß ihr in dieser Frage eines gänzlich unbelehrten Gemüthes etwas Ergreifendes lag.

„Mein armes Kind," sagte sie, „weißt Du nicht wer Gott ist? Hat es Dir Niemand gesagt?"

„Niemand."

„Dann will ich es."

„Verzeihen Sie mir, mein Fräulein," sagte plötzlich die ruhige, kalte aber wohlklingende Stimme eines Mannes hinter ihr; „aber es scheint mir, als ob ein Vater der beste Lehrer für den Glauben seines Kindes sei."

„Papa — es ist Papa!“ und mit einem scheuen, beinah furchtsamen Blick glitt das Kind von dem Grabsteine und lief davon.

Olive stand jetzt dem Vater gegenüber. — Er war ein Mann — ein edler Mann; bei'm ersten Blick mußte man ihm dieses selten verdiente Zeugniß geben; sein Alter mochte vielleicht 35 sein, aber seine Züge hatten solche feste, kalte Formen, daß die Jahre über sie hinweggehen, ohne Spuren zurück zu lassen. Wahrscheinlich hatte er mit 20 Jahren eben so alt ausgesehen und mit 50 würde er vielleicht nur wenig älter scheinen. Daß er hübsch war, bemerkte Olive mit einem Blicke, aber es war etwas in ihm, das sie noch viel mehr bezwang, als es bloße Schönheit gethan haben würde, nämlich eine ernste Würde des Wesens, welche die geistige Herrschaft anzeigt, die manche Menschen schon von Natur aus, nicht nur über sich selbst, sondern auch über ihre Mitmenschen ausüben. Wohin er auch kam, schien er zu sagen — „ich regiere — ich bin hier Herr!“

So unschuldig sich auch Olive fühlte, diesem Herrn oder seinem Kinde weh gethan zu haben, fühlte sie sich doch so eingeschüchtert und gedemüthigt, als hätte sie etwas Unrechtes begangen. Sie hätte entfliehen mögen, wie das kleine Mädchen — entfliehen aus dem Reiche seines forschenden Blickes.

Er wartete, daß sie zuerst sprechen sollte, aber sie war still; ihre Farbe stieg bis zu den Schläfen und sie wußte nicht, sollte sie sich entschuldigen, oder ihre Frauen=

würde aufrufen und dem Fremden mit einem Benehmen, dem seinigen gleich, begegnen.

Der Ton seiner Stimme, die das Stillschweigen unterbrach, kam ihr endlich zu Hülfe.

„Ich fürchte, ich habe Sie erschreckt, mein Fräulein, aber ich bemerkte zuerst nicht, wer mit meinem kleinen Mädchen sprach und dann veranlaßten mich die wenigen Worte, die ich hörte, stehen zu bleiben.“

„Welche Worte?“

„Ueber Schlaf, Träume und Unsterblichkeit. Ihre Weise, die Sache darzulegen, war anmuthig — poetisch; ob ein Kind es verstehen konnte oder nicht, das ist eine andere Frage.“

Olive erstaunte über die halb spöttische, halb ernste Weise, mit der er dies sagte. Sie sehnte sich zu fragen, welche Beweggründe ihn veranlaßten, das Kind in so gänzlicher Unwissenheit über die ersten christlichen Lehren zu erziehen. Der Fremde schien die Frage zu errathen und beantwortete sie.

„Wahrscheinlich finden Sie es sonderbar, daß meine kleine Tochter in einigen theologischen Punkten so übel unterrichtet ist und noch mehr, daß ich Sie unterbrach, als Sie so gütig sein wollten, sie darin zu belehren. Aber da ich ein Vater — abgesehen vom Geistlichen — bin (Olive sah mit einigem Erstaunen, daß der Sprechende, im Anzug wenigstens, die Anzeichen des geistlichen Standes trug), so möchte ich lieber selbst in manchen Dingen urtheilen und halte es ganz unpassend, das schwache Ge-

müth eines Kindes auf Gegenstände zu leiten, die sogar über dem Verständnisse des tiefsten Philosophen liegen."

„Aber nicht über dem ehrfurchtsvollen Glauben eines Christen," wagte Olive einzuwenden.

Er sah sie mit durchdringenden Augen an und sagte eifrig: „Sie denken so? Sie fühlen so?" und fuhr dann in seiner alten Weise fort: „Gewiß, natürlich, das ist ja die große Schönheit eines Weibes, sie hält nicht inne, um zu untersuchen, sie ist immer bereit zu glauben, deshalb sind die Frauen weit glücklicher als die Philosophen."

Nach seinem Tone zu urtheilen, war es zweifelhaft, ob dies eine Artigkeit oder nur ein Hohn sein sollte. Olive aber antwortete, wie es ihr wahrer, frommer Geist ihr eingab:

„Es scheint mir, daß, während der Geist begreift, das Herz oder vielmehr die Seele die einzige Quelle des Glaubens sein kann. Ohne Das könnte ein Mensch sich in die Unendlichkeit tauchen, bis er ein Engel an Macht und Weisheit würde — er könnte doch durch Forschen Gott nicht finden — nur der Glaube vermag das."

„Glauben Sie an Gott?"

„Ich liebe ihn!" Mehr sagte sie nicht, aber ihre Züge sprachen das Uebrige und ihr Gefährte verstand es. Er stand ihr stumm gegenüber wie ein Mensch, dem in einer Wüste plötzlich ein Engel begegnet.

Olive, sich sammelnd, erröthete tief. — „Ich sollte mich entschuldigen, so frei von diesen Dingen zu einem

Fremden, einem Geistlichen und an diesem Orte gesprochen zu haben."

„Kann es wohl einen passenderen Platz geben, einen, der diese Unterhaltung zugleich so heiligt und rechtfertigt?" war die Antwort, indem der Redende um sich auf das ruhige Reich der Todten blickte. Da erinnerte sich Olive, wo sie standen, daß sie mit dem Gatten auf dem Grabe seines Weibes sprach. Dieser Gedanke erregte ihre Theilnahme für den Mann, dessen Worte so ernst und so durchdringend waren. Es schien, als sei es seine Gewohnheit, jeden schwachen Schleier wegzuziehen, um das glänzende Bild der Wahrheit zu erblicken.

Sie waren einige Augenblicke still, dann fuhr er mit einem Lächeln fort — das erste, das sein Gesicht erleuchtete und jetzt einen unaussprechlichen Reiz darüber goß:

„Lassen Sie sich innig danken, daß Sie so freundlich mit meiner kleinen Tochter sprachen, ich glaube genügend erklärt zu haben, warum ich Ihren Unterricht unterbrach."

„Dennoch scheint es mir sonderbar," sagte Olive, und indem lebhaftes Interesse ihre Schüchternheit besiegte, fragte sie, wie er, ein Geistlicher, es habe möglich machen können, sein Kind in so gänzlicher Unwissenheit zu erhalten.

„Sie hat nicht viel bei mir gelebt," antwortete er, „meine kleine Ailie ist in vollkommener Einsamkeit auferzogen worden; es war so am Besten für das Kind, dessen Geburt bald der Tod der Mutter folgte."

Olive fürchtete eine Wunde geöffnet zu haben, aber seine Worte und seine Art und Weise hatten die ernste Ruhe, mit der man von gewöhnlichen Ereignissen spricht; wie groß auch sein Kummer gewesen sein mochte, augenscheinlich war er geheilt. Es folgte eine verlegene Pause, während welcher Miß Rothesay nachdachte, auf welche Weise sie die Unterhaltung am Besten enden könne, da kam ihr die kleine Ailie zu Hülfe, die schüchtern über den Kirchhof zu ihrem Vater schlich.

„Bitte, Papa, Großmama möchte Dich sehen, ehe sie ausgeht, sie will zu John Dent und nach Farnwood gehen und —“

„Still, kleine Schwätzerin! Diese Dame kann sich nicht für Deine Familienangelegenheiten interessiren. Sage ihr guten Abend und komm!“

Er versuchte in scherzhafter Weise mit ihr zu sprechen, aber auch diese war mit Strenge gemischt; obgleich er Vater war, verstand er doch augenscheinlich nicht mit Kindern umzugehen. Indem er sich vor Olive mit steifer Höflichkeit verbeugte, ging er allein nach dem Pförtchen und sie bemerkte, daß sein Auge sich nicht einmal umwandte, weder nach dem Grabe seiner todten Gattin noch nach seinem lebenden Kinde. Ailie war ganz still gewesen, so lange noch ihres Vaters Schatten über ihr war, als er sich aber entfernte, sprang sie auf und umarmte Olive in der heftigen, plötzlichen, kindlichen Weise, die so süß ist und hüpfte dann davon, um ihren Vater einzuholen.

Miß Rothesay sah ihnen nach, bis sie verschwanden

und wurde dann von einer heftigen Neugier ergriffen, wer dieser sonderbare Vater und dieses Kind wären. Sie erinnerte sich des Grabsteins, dessen Inschrift sie noch nicht gelesen hatte, da sie durch einen überhängenden Kranz und durch das hohe Gras halb verborgen war. Olive mußte niederknieen, um es zu entziffern. Sie that es und las:

Sara
Gattin Sr. Ehrwürden Harold Gwynne.
Gestorben — 21 Jahre alt.

Der Rasen also, auf dem sie kniete, bedeckte Sara! Der Kuß, der noch auf ihren Lippen schwebte, war der von Sara's Kinde. Olive drückte, heftig zitternd, ihr Gesicht in das Gras. Weit, weit zurück zu lang entschwundnen Jahren zog ihr Herz mit alter Zärtlichkeit. Sie sah noch einmal im Geiste den Hagedornstrauch mit dem Gartenweg und das schöne Mädchengesicht mit seinem beständigen, offnen Lächeln. Sie setzte sich nieder und weinte über Sara's Grabe.

Dann gedachte sie der kleinen Ailie; o, hätte sie das doch früher gewußt! Wie gern hätte sie das mutterlose Kind noch wärmer an sich gedrückt, wie gern Sara's Bild aus der Tochter Augen wiederstrahlen sehen! Mit schnellem Entschluß erhob sich Olive, um dem kleinen Mädchen zu folgen — aber sie erinnerte sich des Vaters und blieb.

Wie sonderbar — daß er, mit dem sie gesprochen, der ihr solche Furcht eingeflößt und doch auch eine ungewisse Anziehung auf sie ausgeübt hatte, daß er der

Gatte Sara's gewesen war und der Mann, dessen Einfluß ihr eignes Leben manche Jahre hindurch so wunderbar geleitet hatte.

Sie war froh, daß das Geheimniß endlich gelöst war — daß sie endlich Harold Gwynne gesehen hatte. —

Zehntes Kapitel.

Während des ganzen Rückwegs war Miß Rothesay sehr schweigsam, was sie gegen Christalina rechtfertigte, indem sie die einfache Wahrheit sagte, daß sie nämlich auf dem Kirchhofe das Grab einer früheren, geliebten Freundin gefunden habe. Ihre junge Gefährtin sah ernsthaft aus, bezeigte ihre Theilnahme in gehöriger Form und vertiefte sich dann in das ihr widerwärtige Labyrinth der kothigen Straße. Sicher war Miß Manners nicht zu einer einfachen Landbewohnerin geboren, was Olive auch nicht unterlassen konnte, ihr zu bemerken.

„Nein, ich bin zu Dem geboren, was ich bin," antwortete stolz das Mädchen. „Meine Eltern waren Aristokraten und dies bin ich. Geben Sie mir keine guten Lehren; denn mag es recht oder unrecht sein, ich fühle mich immer als solche und werde mich immer so fühlen; wenn ich auch weder Freunde noch Verwandte habe, so halte ich doch meine Abstammung und meinen Namen hoch."

So schwatzte sie nach ihrer gewöhnlichen Weise, bis sie an die Gartenthüre des Thalhauses von Farnwood kamen, vor der eine elegante Equipage hielt. Christalina's Augen leuchteten bei diesem Anblicke und sie schritt mit noch stolzerer Würde einher.

Die Dienerin — die ein Erbstück von Miß Meliora war und lange und treu in Woodford=Cottage gedient hatte — kam ihnen ängstlich entgegen, um ihnen mitzutheilen, daß zwei Damen auf sie warteten, von denen sie die eine nicht kannte, die andere aber sei Mrs. Fludyer. „Die Letztere wollte Mrs. Rothesay rufen lassen," fügte Hannah hinzu, „aber die andere Dame sagte: ‚Nein, sie wollten warten,'" worauf sich denn Olive's Herz gleich der „anderen Dame" zuwandte.

Sie gingen hinein und fanden außer Mrs. Fludyer eine ältliche Dame von großer und stattlicher Gestalt, aber obgleich sie bejahrt zu sein schien, war sie doch nicht gebeugt, und Würde ist für das Alter Das, was Anmuth für die Jugend ist. Sie stand etwas bei Seite und sprach nicht, aber Olive, die alle die höflichen Nachfragen der Mrs. Fludyer anhören mußte, fühlte, wie die Augen der alten Dame mit Theilnahme in ihren Zügen lasen. Endlich machte Mrs. Fludyer Anstalten zu einer Vorstellung.

„Nein, ich danke," sagte die Fremde in dem unverkennbaren nördlichen Dialekt, der, indem er von Elsgie's Lippen kam, für Olive's Kindheit nur Musik gewesen war und nach dem sich ihr Herz seitdem gesehnt hatte. „Miß Rothesay, wollen Sie mir um Ihres

Vaters willen erlauben, die Hand seines Kindes zu drücken? Ich bin Mrs. Gwynne."

Dies war der erste Gruß, den Olive von Harald's Mutter erhielt.

Diese plötzliche Begegnung überwältigte sie ganz; sie war an dem Tage schon so vielfach erregt worden, und so konnte sie jener bei ihr seltenen Schwachheit, dem Ausbruche heftiger, beinah kindischer Thränen nicht widerstehen. Mrs. Gwynne näherte sich ihr mit einer beinah mütterlichen Milde:

„Sie sind schmerzlich bewegt, Miß Rothesay, Sie erinnern sich der Vergangenheit; aber ich fange jetzt an zu hoffen, daß Alles vergessen ist, außer daß ich Ihres Vaters alte Freundin war. Denn unsere schottische Freundschaft geht eben sowie unser Stolz von Geschlecht zu Geschlecht. Das Schicksal hat uns zu Nachbarn gemacht, lassen Sie uns denn auch Freunde sein; es ist mein und meines Sohnes Harold ernstlicher Wunsch."

„Ihr Sohn?" rief Olive, und erzählte dann, halb bestürzt über alle diese Ereignisse, Umstände und Aufklärungen, daß sie ihn schon gesehen habe, und wie diese Begegnung ihr das Grab ihrer alten Gespielin gezeigt habe.

„Auch das ist sonderbar, denn in ihrem Leben hat Harold's Gattin Ihren Namen nicht erwähnt, und doch wurde sie so von Ihnen geliebt? Nun, das ist ihr ganz ähnlich!" sagte Harold's Mutter halb zu sich selbst; „aber Friede sei mit der Todten!"

Sie ging auf Olive zu und legte ihre Hand auf deren Schulter:

„Mein liebes Fräulein, ich bin eine alte Frau, so entschuldigen Sie, wenn ich klar und einfach spreche. Sie wissen von mir und meinem Sohne Nichts, als was Ihnen hart erscheinen, Ihnen weh thun muß. Vergessen Sie Alles dies und erinnern Sie sich nur daran, daß ich Ihren Vater liebte, als er Kind war, und daß ich bereit bin, seine Tochter zu lieben, wenn sie es zuläßt. Sie müssen nicht glauben, daß ich von einer plötzlichen Laune ergriffen bin, den Schotten geschieht das selten; aber ich habe kürzlich viel von Ihnen gehört — mehr als Sie denken können — und habe in Ihnen die „kleine Olive" erkannt, von der mir Angus Rothesay noch wenige Tage vor seinem Tode so viel erzählte."

„So haben Sie meinen Vater damals gesehen? und er sprach von mir?" rief Olive eifrig, und indem sie alle die schmerzlichen Beziehungen zu der Familie Gwynne vergaß, fing sie an, Harold's Mutter beinah mit Zuneigung zu betrachten.

Aber Mrs. Gwynne, die sich in so ungewohnter Weise hatte gehen lassen, nahm wieder ihre frühere Zurückgezogenheit an. „Wir wollen davon ein andermal sprechen, liebes Fräulein; jetzt möchte ich gern Mrs. Rothesay sehen."

Olive ging ihre Mutter zu holen, und kaum wurde es ihr selbst klar, wie sie es vermochte, ihr in Kurzem Alles, was vorgefallen war, zu erzählen; doch es gelang

ihr und bald kam sie mit ihr, die sich auf sie stützte, zurück.

Mrs. Gwynne war tief gerührt, als sie die blasse, hinfällige, aber doch anmuthige Frau sah, wie sie die erblindeten Augen niederschlug und sich an ihre einzige Stütze, ihr ergebenes Kind, anklammerte; so verschwand Alles, was sie früher von ihr zurückgehalten haben würde, sie ergriff die Hände der Witwe und sprach in einer so gewinnenden, wohlthuenden Stimme mit ihr, die alle schmerzlichen Empfindungen aus Mrs. Rothesay's Seele verscheuchte.

Nach kurzer Zeit saß sie ruhig neben Mrs. Gwynne und hörte auf ihre Gespräche, die tief in das Herz der blinden Frau gingen. Die Stimme war sanft und gütig und vor Allem that sie ihr wohl durch die unvergeßlichen, so lang entbehrten Töne der nördlichen Sprache. Sie war plötzlich wieder die junge Sybille Hyde, wie sie im Mondschein mit ihrem muthigen Hochlandsgeliebten herumstreifte, auf sein Geflüster hörte und überzeugt war, daß es in der weiten Welt Keinen gäbe, der ihrem Angus Rothesay gliche, der so schön, so brav wie er sei!

Als Mrs. Gwynne das Thalhaus verlassen hatte, fühlte Mutter und Tochter noch lange den wohlthuenden Eindruck, den sie auf die Herzen dieser Beiden ausgeübt hatte, und sie waren ganz froh, daß der nächste Tag Sonntag sei, wo sie nach Harbury gehen und Harold Gwynne predigen hören konnten. Olive erzählte ihrer Mutter Alles, was in dem Kirchhofe vorgegangen war,

und sie kamen überein, daß er ein sehr eigenthümlicher, wenn auch gescheuter Mann sein müsse. Christalina aber war schon mit ihrer Freundin Mrs. Fludyer davon und konnte sich gar nicht in das Gespräch mischen.

Als der Sonntagmorgen kam, fühlte sich aber Mrs. Rothesay zu schwach, um einen Weg von einer Stunde machen zu können, und Christalina, augenscheinlich froh eine Entschuldigung zu haben, erbot sich, bei ihr zu bleiben, so daß Olive allein zur Kirche ging. Es wurde ihr zwar schwer ihre Mutter zu verlassen, aber sie sehnte sich so sehr Mr. Gwynne predigen zu hören, und den ganzen Weg überlegte sie, was für ein gütiger, weiser Pfarrer er sein müsse.

Sie trat in die graue, stille Dorfkirche und kniete in einem entfernten Kirchstuhle nieder; es lag eine große Ruhe über ihrem Gemüthe, eine Ruhe, wie die eines Morgens vor Sonnenaufgang. Sie war sich eines milden Glückes, eines hoffnungsvollen Blickes in die Zukunft bewußt, und doch hätte die leiseste Erregung in diesem Augenblicke die Quelle der Thränen bei ihr erwecken können.

Sie sah, wie Mr. Gwynne mit festem, stattlichem Schritt den Kreuzgang heraufkam, worauf der Gottesdienst begann. Olive sah einen Moment auf den diesen Gottesdienst verrichtenden Geistlichen; es war dasselbe strenge Gesicht, das sie an Sara's Grab gesehen hatte, ja vielleicht war es noch strenger; auch sein Lesen gefiel ihr nicht, denn auch hier war dieselbe eiserne Kälte. Er wiederholte die rührende Liturgie der Englischen Kirche

mit dem Tone eines Richters, der ein Urtheil ausspricht — oder eines Redners, der seine wohlverfaßte formelle Rede abliest, so daß Olive ihre Ohren schließen mußte, ehe sie selbst von Herzen mitbeten konnte. Dies that ihr weh, es war etwas so Edles in Mr. Gwynne's Antlitz, etwas so Wohlklingendes in seiner Stimme, daß Alles, was diesen Eindruck verkürzte, ihr ein Gefühl von Enttäuschung gab und sie ordentlich mit Sorge daran dachte, daß er der Geistliche des Kirchspiels sei und sie ihn also jeden Sonntag hören mußte.

Harold Gwynne bestieg die Kanzel und Olive hörte aufmerksam zu. Nach Dem zu urtheilen, was sie über ihn, als einen hochgebildeten Mann gehört, und was sie selbst in ihrem Gespräche von seinem Charakter wahrgenommen hatte, erwartete sie, daß er tief in theologische Untersuchungen eingehen würde. Denn wenn sie auch so viel Menschenkenntniß hatte, in ihm nicht das Christenthum eines Johannes zu suchen, solches lag augenscheinlich nicht in seiner Natur, glaubte sie doch, er würde gewiß seinen mächtigen Geist anwenden, um mit jenen knorrigen Punkten der Theologie zu kämpfen, die einen anderen Paulus mit Streitgründen versehen würden. Aber Harold Gwynne that keins von Beiden. Seine Predigt war ein einfaches moralisches Gespräch — eine Abhandlung, wie sie Locke oder Bacon geschrieben haben würde; außer daß er seine Worte seinen Zuhörern anpaßte, deren größte Anzahl der arbeitenden Klasse angehörte. Olive gefiel dies und sie erkannte darin das strenge Pflichtgefühl, den Wunsch: Gutes zu

thun — auch auf Kosten des Wunsches: den Geist sich entfalten zu lassen. Und als sie einmal dahin gelangt war, es zu vergessen, daß seine Rede mehr auf den Stuhl eines Professors, als auf die Kanzel paßte, hörte sie auch mit tiefem Interesse auf die Worte seiner erhabenen, wenn auch etwas strengen Sittenlehre. Aber trotz seiner kräftigen, klaren Beweisgründe und seines augenscheinlichen Ernstes, behielt sein Vortrag doch etwas Schroffes, welches sie verhinderte, sich dem Menschen zuzuneigen, wenn sie auch wohl den Verstand des Predigers anerkennen mußte.

Trotzdem, als Mr. Gwynne seine kurze Unterredung mit dem gewöhnlichen Gebete endete, daß „die Worte Frucht tragen möchten, innerlich in dem Gemüthe seiner Zuhörer" — klang es beinah wie Spott — wenigstens für Olive, die es in dem Augenblicke fast vergessen hatte, daß sie in der Kirche war. Während der Pause, wo die Versammlung knieet, erhob sie ihre Augen zu dem Geistlichen. Auch er knieete, wie die Uebrigen, mit bedecktem Gesicht, aber seine Hände waren nicht im Gebete gefaltet — sondern zusammengeballt, wie die eines Menschen, der mit einer mächtigen, geheimen Angst kämpft, und als er seinen Kopf aufrichtete, erschienen seine strengen Züge strenger als je. Die Orgel erhob sich und rauschte in den Tönen von Händels „Hallelujah," aber der Geistliche blieb regungslos auf seiner Kanzel und die Strahlen der Sonne fielen auf sein blasses Gesicht; die himmlische Musik wogte mit Engelsrauschen um ihn, aber sie berührte nicht seine Seele.

Auch als sich nun unten die einfache Versammlung zerstreute und ihre stummen Sonntagsgrüße, ihr freundliches Sonntagslächeln mit einander wechselten, bemerkte er es nicht, sondern blieb unberührt sitzen, wie Einer, der weder für Himmel noch für Erde Theilnahme fühlt.

Aber aus einer verborgenen Ecke wurde er von Augen, die er nicht sah, beobachtet, von den erstaunten, halb mitleidigen Augen Olive Rothesay's, und während sie so hinblickte, klangen in ihrem Herzen — ganz unfreiwillig, als ob es ihr ein Engel zuflüsterte — die Worte aus der Litanei — Worte, die er selbst eine Stunde vorher mit kalter Stimme gelesen hatte: —

„Du wollest uns erhören, Herr, Herr, unser Gott —
Die Irrenden zurück auf Deine Pfade leiten."

Kaum war sie sich bewußt, warum und für wen sie so betete, aber noch Jahre nachher schien es ihr, als habe ein feierlicher Sinn in diesen Worten gelegen.

Als Miß Rothesay ziemlich spät die Kirche verließ, wurde ihr Arm leicht berührt, und sie sah Mrs. Gwynne neben sich.

„Ach, liebe Miß Rothesay, ich freue mich, Sie zu sehen — wir erwarteten Sie heute kaum in der Kirche, aber Sie sind allein? Nun dann müssen Sie mit mir kommen und im Pfarrhause frühstücken. Sie sagen nein? Wie, sind wir noch solche Feinde, daß Sie es verschmähen, unser Brod und Salz zu essen?"

Olive erröthete aus Furcht, sie könnte wehe thun, und übrigens fühlte sie sich auch unendlich von Mrs. Gwynne angezogen; sie hatte das Gefühl, zu ihr auf-

sehen zu können, wie sie es noch bisher zu keiner Frau gethan hatte. Denn Olive's Zuneigung zu ihrer Mutter war, wie wir wissen, mehr die leidenschaftliche, beschützende Zärtlichkeit einer Wärterin für ihre Pflegbefohlene, ja sogar die eines Geliebten für seine angebetete Geliebte; aber sie hatte nichts von ehrerbietiger Ehrfurcht in sich. Mrs. Gwynne aber besaß eine Würde, die auf Jeden, der sich ihr nahte, Einfluß ausübte, und Jeden, ohne es zu wollen, beherrschte. So befand sich denn auch Olive, beinah gegen ihren Willen, bald auf der grünen Allee, die nach dem Pfarrhause führte, und als sie so zusammen gingen, sie ihre leichte, kleine Figur eng an ihre Gefährtin, die gleich ihren Arm ergriffen hatte, geschlossen, fühlte sie sich neben Harold's Mutter beinah wie ein Kind.

An der Thüre saß die kleine Ailie, sich mit einem großen Hunde unterhaltend; sie sah unruhig und gelangweilt aus, wie Kinder, die mit der Beschränkung auf „Sonntagsspiele" festgehalten werden. Beim Anblick ihrer Großmutter schien das kleine Mädchen halb erfreut, halb erschreckt, und versuchte Rover's Sprünge in die Grenzen sonntäglichen Anstandes zu verweisen. Da dies aber unmöglich war, schickte Mrs. Gwynne's ernste Stimme beide Uebertreter der Ruhe nach verschiedenen Richtungen, dann wandte sie sich entschuldigend an Miß Rothesay. „Vielleicht," fuhr sie fort, „sind Sie erstaunt, daß Ailie diesen Morgen nicht mit mir war, aber es ist ihres Vaters Wille. Mein Sohn Harold hat

eigenthümliche Ansichten und verwirft jede Art eingelernter Formel, ganz besonders aber bei einem Kinde."

„So geht Ailie also nie zur Kirche?"

„Nein, aber ich sorge, daß sie auch zu Hause den Sonntag passend und ehrerbietig zubringt; ich lege ihre Spielsachen und Kinderbücher bei Seite, und lehre ihr einige von Dr. Watt's moralischen Hymnen."

Olive seufzte. Sie fühlte, daß dies nicht die Weise sei, den Glauben Dessen zu lehren, der mit himmlischer Liebe auf die Kleinen blickte und „sie zu sich kommen ließ," und es schmerzte sie zu denken, welch weiter Abgrund zwischen der gänzlich unbelehrten Ailie und der aufrichtigen, aber strengen Frömmigkeit lag, über die sich alle Förmlichkeiten der vorschreitenden Jahre gebreitet hatten.

Kaum hatten sich Mrs. Gwynne und ihr Gast einige Minuten unterhalten, als Harold Gwynne über den Rasenplatz kam; seine Mutter rief ihn und die Eile mit der er an das Fenster kam, zeigte, wie er nie in seinem Leben solchen Ruf unbeachtet gelassen hatte. So unbedeutend dies auch war, bemerkte es doch Olive, und die liebevolle Tochter fühlte freundlicher gegen den pflichtgetreuen Sohn.

„Harold, Miß Rothesay ist hier."

Er blickte in einer erstaunten, halb verwirrten Weise in das offene Fenster, was wohl natürlich war, denn dieses zweite Zusammenkommen hatte etwas sehr Ungeschicktes nach der Art der ersten Begegnung. Indem Olive daran dachte, hörte auch sie mit einigem Beben

seine Schritte durch den langen Gang kommen. Sobald er aber eintrat, ging er mit anmuthiger Leichtigkeit auf sie zu, ergriff ihre Hand und sprach sein Vergnügen aus, sie zu sehen. Er machte nicht die geringste Anspielung, weder auf ihre frühere Correspondenz, noch auf ihre kärgliche Unterhaltung im Kirchhofe.

Olive's plötzlich erhöhte Farbe sank wieder vor seiner ungezwungenen Miene, ihre schneller schlagenden Pulse beruhigten sich, und es erschien ihr ganz kindisch, sich durch die Begegnung mit Harold Gwynne so aufregen zu lassen. Sie fühlte sich förmlich beschämt und fürchtete nur, daß ihre Schüchternheit ihm oder seiner Mutter den Eindruck — den sie um Alles in der Welt nicht geben wolle — gemacht hätte, als knüpfte sie irgendwie schmerzliche oder lieblose Erinnerungen an ihre früheren gegenseitigen Beziehungen.

Ganz von selbst wurde bald die Unterhaltung ungezwungen und angenehm, denn Mrs. Gwynne hatte die Gabe, gut zu sprechen — eine seltene Eigenschaft bei Frauen, deren Unterhaltung meist in unzusammenhängendem Geplauder, lang gedehnten Wiederholungen, Gemeinplätzen in der Beobachtung, oder — Stillschweigen besteht. Aber Alison Gwynne besaß keine dieser weiblichen Eigenthümlichkeiten; ihr zuzuhören glich dem Lesen eines angenehmen Buches. Ihre runden, wohlgebildeten Sätze hatten alle Anmuth eines leichten Gesprächs und waren doch dabei so ungezwungen, daß man, erst wenn man inne hielt, um über sie nachzudenken,

fühlte, wie sie in jedem guten Buche ihren Platz ganz ausgefüllt haben würden.

Ihr Sohn hatte nicht diese Gabe, oder wenn er sie hatte, ließ er sie unbenutzt; nur ein großer Moment konnte mehr als gewöhnliche Worte von den Lippen Harold Gwynne's locken und solche Momente schienen wirklich selten bei ihm zu sein. Gewöhnlich war er — wie auch jetzt für Olive Rothesay — der würdevolle, aber mehr stille Herr des Hauses, in dessen gewinnendsten Benehmen doch Zurückhaltung lag und dessen Höflichkeit sogar immer den Gebieter durchblicken ließ.

Dies zeigte er auch, als Miß Rothesay nach einer angenehm verbrachten Stunde aufbrechen wollte, denn Harold bat sie noch einige Minuten länger zu bleiben.

„Vor dem Abendgottesdienste muß ich noch nach dem Schlosse gehen und würde glücklich sein, Sie auf dem Wege dahin zu begleiten, wenn Sie meinen Schutz nicht verschmähen."

Hätte Olive frei wählen können, so hätte sie gewiß geantwortet, daß sie ihn verschmähte, denn ihre unabhängigen Gewohnheiten ließen sie einen ruhigen, einsamen Spaziergang sehr genießen, besonders in dieser schönen Gegend, und überdies fühlte sie auch, daß die Gesellschaft des strengen Predigers ihr Zwang auferlegen würde. Aber in Allem, was Harold Gwynne that oder sagte, schimmerte eine unerklärliche Herrschaft durch, unter die sich Jeder zu beugen schien, so blieb sie denn beinahe wider ihren Willen und ging wenige Minuten nachher an seiner Seite durch das Pförtchen.

Hier wurden sie aufgehalten, da Jemand mit Mr. Gwynne über kirchliche Angelegenheiten sprechen wollte, er bat sie, vorauszugehen und wollte sie einholen, noch ehe sie den Berg hinabgestiegen sei. Dorthin begab sich Olive, halb hoffend, daß sie ihren Spaziergang doch vielleicht noch allein machen würde; bald aber hörte sie hinter sich rasche, feste, männliche Tritte, die eher den Boden zusammenzudrücken, als nur zu betreten schienen. Solche näher kommende Schritte können uns geisterhaft verfolgen, wie es auch jetzt Olive schien, so daß sie sich ordentlich erleichtert fühlte, als sie endlich von ihnen erreicht wurde und Harold Gwynne wieder an ihrer Seite war.

„Sie halten pünktlich Ihr Wort,“ bemerkte Miß Rothesay, um nur etwas zu sagen.

„Ja immer; wenn ich sage, ich will, dann geschieht es gewöhnlich. Die Straße ist uneben und rauh, kann mein Arm Ihnen helfen, Miß Rothesay?“

Sie nahm ihn an, vielleicht um so bereitwilliger, da er wohl weniger aus Höflichkeit, sondern mehr als Stütze angeboten wurde, die denn auch nicht ganz unnöthig war, da die Anstrengungen des Morgens und die Erregung, mit Fremden zu sprechen, sie wirklich ermüdet hatten. Während sie so ging, kreuzte der Gedanke ihr Gemüth, wie neu es doch für sie sei, einen starken, bereitwilligen Arm zu haben, auf den sie sich stützen konnte, es that ihr wohl, so zu denken, und sie war Mr. Gwynne dankbar.

Sie unterhielten sich über die gewöhnlichen Gegenstände, wie es bei einer so flüchtigen Bekanntschaft natürlich war — über die Schönheit der Gegend ringsum, über die Eigenthümlichkeiten der Waldscenerie u. s. w. Nicht einmal glich Harold's Gesprächsweise jener, welche Olive so aufgefallen war, als sie zusammen am Grabe der armen Sara standen. Es schien, als ob der frühere Harold Gwynne — der Gegenstand des Abscheu's ihrer Mädchenjahre — der Feind ihres Vaters — der Gatte ihrer Freundin — für immer verschwunden sei, und als ob sie statt seiner einen Mann vor sich habe, dessen entschiedene Eigenthümlichkeit des Charakters sie schon sehr interessirte. Er war allen Männern, die sie bisher gekannt, so gänzlich unähnlich; diese Thatsache und das eigentlich so Geheimnißvolle, das ihn umgab, zog die noch immer romantische Natur Olive's an, so daß sie mit aufmerksamer Neugierde sein ganzes Wesen, jedes seiner Worte beobachtete, als ob sie irgend eine neue Offenbarung des menschlichen Wesens in seinem Character oder seiner Geschichte finden würde. Deshalb bewahrte sie jede seiner geringsten Bemerkungen in der Unterhaltung dieses ersten Spazierganges sorgfältig unter ihren Erinnerungsschätzen auf, theils um ihre Mutter damit zu unterhalten, theils auch um selbst darüber nachzudenken.

Sie erreichten das Thalhaus und Olive's Gewissen fing an zu schlagen, daß sie ihre Mutter so viele Stunden allein gelassen habe; deshalb war ihr Lebewohl und ihr Dank an Mr. Gwynne etwas plötzlich, und nur

mechanisch lud sie ihn noch ein, einzutreten, was er auch zu ihrem Erstaunen annahm.

Mrs. Rothesay saß im Freien in ihrem Gartenstuhle, und es war wirklich ein schönes Bild, als sie sich so mit milder Anmuth zurücklehnte und ein leises Lächeln auf ihren Lippen schwebte. Ihre blassen, kleinen Hände waren auf dem schwarzen Kleide gefaltet, und ihre reichen, schon silbergrauen Haarflechten, ihre Gesichtsfarbe, die so zart wie die eines jungen Mädchens war, bildeten einen lieblichen Gegensatz zu dem dunkelrothen Gartenhut, der der Triumph der geschickten Hände ihrer Tochter war.

Olive ging mit raschem, geräuschlosem Schritte durch das Gras, — Harold folgte ihr. „Mama, mein Liebchen.“

Ein Licht, so glänzend wie der Durchbruch der Sonne, überstrahlte Mrs. Rothesay's Gesicht. — „Nein, wie lange bist Du weggewesen, Kind! Hat Mrs. Gwynne —“

„Still, Liebchen!“ — in einem Geflüster — „ich bin im Pfarrhause gewesen und Mr. Gwynne hat mich freundlicher Weise nach Hause gebracht. Er ist jetzt hier.“

Harold stand in einiger Entfernung und verbeugte sich.

Olive näherte sich ihm und sagte in leisem Tone: „Nehmen Sie ihre Hand, sie kann Sie nicht sehen, sie ist blind.“

Er fuhr erstaunt zurück. „Das wußte ich nicht, meine Mutter sagte mir nichts davon,“ — und dann näherte er sich Mrs. Rothesay und drückte ihre Hand in seine beiden mit einem solchen Ausdrucke von ehrerbietiger

Zärtlichkeit und sanftem Mitleiden, daß seine Züge dadurch ganz gemildert — sogar schön, ja göttlich wurden.

Olive Rothesay, die sich umwandte, bemerkte diesen Blick, und nie entschwand er später ihrem Gedächtnisse.

Mrs. Rothesay stand auf und sagte in ihrer eigenthümlichen holden Weise: „Ich freue mich, Mr. Gwynne danken zu können, daß er mein Kind beschützt hat.“ Sie sprachen noch einige Minuten und Olive überredete ihre Mutter, in das Haus zu gehen.

„Sie kommen doch mit, Mr. Gwynne?“ sagte Mrs. Rothesay, aber er antwortete zögernd, daß der Nachmittag bald vorüber sei, und daß er noch in das Schloß gehen müsse. So erhob sich denn Mrs. Rothesay von ihrem Stuhle mit der rührenden, hülflosen Bewegung, die den Blinden eigen ist.

„Erlauben Sie mir,“ sagte Harold Gwynne, indem er schnell vorwärts trat, ihren Arm durch den seinigen zog, ihren Shawl mit wahrhaft weiblicher Sorgfalt ordnete und sie so mit einer Aufmerksamkeit, die dem Auge wohl that, in das Haus führte.

Als Olive ihnen stumm folgte, schlug ihr Herz in Dankbarkeit gegen ihn und nie vergaß sie Harold's erste Begegnung mit ihrer Mutter und seine Güte gegen sie.

Als er sich nun schnell entfernte, versprach er nur noch, seinen Besuch bald zu wiederholen.

„Ich bin ganz entzückt von Mr. Gwynne,“ sagte Mrs. Rothesay, „nun erzähle mir, Olive, wie sieht er aus?“

Olive beschrieb ihn, und wenn auch nicht mit Begeisterung, antwortete doch ihre Mutter lächelnd: „Er muß wirklich ein besonderer Mensch sein; denn auch in seinem ganzen Wesen ist er so gebildet und seine Stimme ist so freundlich und angenehm; — so wie die seiner Mutter, Beide haben etwas von dem geliebten schottischen Accent. Gewiß, ich habe nicht gedacht, daß es noch solch' einen Mann, wie Harold Gwynne, in der Welt gäbe."

„Auch ich nicht," antwortete Olive mit leiser, ruhiger, glücklicher Stimme, und mit noch tieferer Zärtlichkeit schloß sie sich an ihre Mutter — mit noch hellerem Gefühl für Schönheit und Freude sah sie hinaus auf den lieblichen Herbstabend.

Die Sonne ging unter, das Jahr erblaßte, aber in Olive's Leben dämmerte eine neue Jahreszeit und ein neuer Tag.

Elftes Kapitel.

„Wirklich, nie in meinem Leben habe ich einen solchen Wechsel bemerkt, wie ihn Farnwood auf Miß Manners ausgeübt hat,“ bemerkte die alte Hannah, das Mädchen von Woodford-Cottage, welche, obgleich man sorgfältig Alles verbarg, was irgendwie das Geheimniß von Christalina's Geschichte verrathen könnte, doch manchmal einen geheimen Groll gegen sie, als Eindringling, hegte. „Da kommt sie und jagt durch die Gegend, wie ein wildes Ding — sie, die immer so steif und geziert einherging!“

„Das arme, junge Wesen fühlt sich wohl wie ein Vogel, der dem Käfig entschlüpft ist,“ sagte Mrs. Rothesay freundlich.

„Es ist oft so mit Mädchen, die wie sie erzogen wurden. Olive, ich bin froh, daß Du nie zur Schule gingst.“

Olive's Antwort wurde durch die Erscheinung Christalina's unterbrochen, der einer der jungen Söhne Mrs. Fludyer's folgte, die sie zu ihrem besonderen Lieblinge

erkoren hatten. Ihre furchtlose Freimüthigkeit, ihr übersprudelnder Geist, der nur durch die Sorge gemäßigt wurde, immer als „vornehme Dame“ zu erscheinen, machten sie im Herrenhause zu Farnwood zu einem immer willkommenen Gaste. Wirklich war sie auch selten zu Hause, außer wenn sie, wie jetzt, als ungestümer Besuch erschien und dadurch Mrs. Rothesay's Gelassenheit ganz aus dem Geleise brachte, die alte Hannah aber beinah toll machte.

„Sie sehen, er ist noch nicht hier,“ sagte Christalina mit einem geheimnißvollen Kopfnicken zu Karl Fludyer; „ich dachte schon, daß wir ihn überholen würden — ein Geistlicher kann nie sein Pony gut regieren — aber gewiß wird er bald kommen.“

„W e r wird bald hier sein?“ fragte Olive überrascht. „Sprecht Ihr von Mr. Gwynne?“

„Mr. Gwynne? nein! ein viel besserer Spaß, nicht wahr, Karl? Sollen wir das Geheimniß sagen, oder nicht? Oder sollen wir ihr die Hälfte davon sagen und ihr das Uebrige selbst herausfinden lassen, bis er kommt?“ Der Knabe nickte beistimmend.

„Nun denn, heute wird ein Freund Karl's Sie besuchen, der erst gestern Abend in Farnwood ankam und seitdem von nichts weiter gesprochen hat, als von seinem alten Ideal, Miß Olive Rothesay. So sagte ich ihm denn, er sollte mich hier treffen und seht, da kommt er!“

Schnell klopfte es an der Thüre und gleich nachher wurde der Salon durch die Gegenwart eines jungen

Mannes beehrt — den Olive nicht im Geringsten erkannte. Er war ungefähr 20 Jahre alt, schlank und groß, von rother und weißer Gesichtsfarbe und hübschen, wenn auch mädchenhaften Zügen.

Olive grüßte ihn mit unverkennbarer Ueberraschung; aber im Augenblick, wo er sie sah, überzog sich sein Gesicht mit einem „Rosenroth", augenscheinlich aus einer Gewohnheit, die er mit allen schüchternen Jünglingen gemein hatte, nämlich bei allen Gelegenheiten zu erröthen.

„Ich sehe, Sie erinnern sich nicht mehr meiner, Miß Rothesay; natürlich konnte ich das nicht anders erwarten, aber ich habe Sie nicht vergessen."

Olive reichte ihm, obgleich noch immer zweifelhaft, die Hand, die der schlanke Jüngling eifrig ergriff und indem er auf sie niederblickte, erinnerte sie der Ausdruck etwas an das Gesicht, auf das sie selbst einst niedergeblickt, an das ihres kleinen Ritters in Oldchurch und in der Eingebung des Augenblicks rief sie ihn wieder bei seinem alten Namen: „Lyle! Lyle Derwent!"

„Ja, der bin ich wirklich!" rief der junge Mann. „O, Miß Rothesay, ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie glücklich ich bin, Sie wiederzusehen."

„Auch ich freue mich," und Olive betrachtete ihn mit dem halb wehmüthigen Interesse, mit dem wir bekannte Züge in einem längst vergessenen Gesichte wiederfinden, das einer alten Zeit angehört und seit dessem Anblicke ein Lebensalter vergangen zu sein scheint.

„Ist das der kleine Lyle Derwent?" rief Mrs.

Rothesay, indem sie sich des Namens erinnerte. „Wie sonderbar! komm her, mein lieber Junge, ach, ich kann Dich nicht sehen! laß mich meine Hand auf Deinen Kopf legen.“

Aber sie konnte ihn nicht erreichen, so groß war er geworden und es schien sie zu erschrecken, wie schnell die Zeit entflohen war.

„Er ist jetzt schon ein Mann, Mama,“ sagte Olive; „Du weißt, wir haben ihn viele Jahre nicht gesehen —“

Leyle fügte mit einem noch tieferen Erröthen hinzu: „Das letzte Mal — ich erinnere mich ganz gut — war es in dem Garten eines Sonntags im Frühling — vor neun Jahren.“

„Neun Jahre! so sind es also neun Jahr, daß mein Angus todt ist?“ flüsterte die Wittwe, und eine ernste Stille verbreitete sich über Alle, nur Christalina und Karl, die wohl merkten, daß dies Wiedersehen nicht den „Spaß“ hervorrief, den sie erwartet hatten, ergriffen die Gelegenheit, um zu verschwinden.

Nun folgten die Fragen, die man nach so langem Zeitraume immer auszusprechen scheut, aus Furcht vor den Antworten, die sie herbeiziehen könnten und Olive erfuhr, daß der alte Mr. Derwent aufgehört hatte zu schelten und daß der arme Bob nicht mehr seine muthwilligen Streiche spielte. Beide lagen ruhig auf dem Kirchhofe in Oldchurch. Auch irdische Verluste waren gekommen, so daß der Letzte der Familie Derwent in ziemlich dürftigen Umständen zurückgelassen wurde.

„Ich hätte sogar ohne die Güte meines Schwagers

Harold Gwynne das Collegium nicht besuchen können," sagte Leyle.

Olive fuhr zusammen. „O, es ist wahr — ich vergaß dies Alles; so ist er also ein guter Bruder für Dich geworden?" fügte sie mit einem Gefühle der Freude und des Interesses hinzu.

„Das ist er wirklich; als mein Vater starb, hatte ich keinen Verwandten auf der Welt, außer einem reichen Onkel, der mich durchaus in sein Comptoir bringen wollte, aber Harold stand mir bei und rettete mich von einem Berufe, den ich haßte; ja, als mein Onkel mich deshalb verstieß, nahm er mich auf, so daß ich, ich schäme mich nicht es zu sagen, Alles in der Welt meinem Bruder Harold verdanke. Dies erkenne ich um so mehr an, da er nicht ganz glücklich in seiner Ehe war; meine Schwester Sarah paßte durchaus nicht für ihn."

„Wirklich?" sagte Olive und veränderte das Gespräch. Nach dem Thee schlug Leyle, der ein etwas schwärmerischer junger Mann war, einen Mondscheinspaziergang in dem Garten vor und nachdem Miß Christalina Olive und ihrem Ritter mit einer Mischung von Vergnügen und Aerger nachgesehen hatte, als ob sie doch nicht so ganz gern die so vortreffliche Gelegenheit zu einem Spaß und zu ein wenig Coquetterie aufgäbe, tröstete sich mit Ballspiel und mit Karl Fludyer.

Als Olive sich mit Leyle mehr in das Gespräch vertiefte, sah sie sich doch in ihm etwas enttäuscht; als Knabe war er ihr als ein kleines Genie erschienen, aber die Knospe hatte mehr versprochen, als die Blume wohl

je erfüllen würde. Jetzt fand sie in ihm einen jener nicht ungewöhnlichen Charaktere, die sich mit tiefer Empfindsamkeit, ja auch einigem Talent, doch nie bis zu der Höhe des Genius' erheben können. Kraft, Muth und ganz besonders Originalität fehlten seinem Gemüthe gänzlich. Mit all' seinen träumerischen Gefühlen, seiner Schwärmerei für Dichter, deren Worte ihm fortwährend auf den Lippen schwebten und seinen eignen, zahllosen Schreibereien, von denen er Miß Rothesay natürlich gleich erzählte, blieb Leyle Derwent doch gewiß bis an sein Lebensende nichts, als eine unbedeutende, mittelmäßige Erscheinung.

Olive errieth bald Alles dies und fing an, ihres Gefährten und seiner ungewissen Schwärmereien, die „mit süßen Worten lang sich dehnen," müde zu werden. Ueberdies hatten sie während dieses Abends weit tiefere Gedanken verfolgt, Gedanken über die Ehe, die „nicht ganz glücklich" gewesen war. Diese Thatsache überraschte sie eigentlich nicht, denn je mehr sie von Mr. Gwynne kennen lernte — und im Verhältniß der wenigen Wochen ihrer Bekanntschaft hatte sie viel von ihm gesehen — desto mehr wunderte sie sich, wie er Sara Derwent zu seiner Frau hatte wählen können. Ihre Verbindung mußte wie Tag und Nacht, wie heftiges Feuer und schwankendes Wasser gewesen sein. Olive wollte gern das Geheimniß ergründen und konnte sich nicht enthalten zu sagen:

„Sie sprachen vorhin von Ihrer Schwester und ich unterbrach Sie, weil ich sah, wie die Erinnerungen Mama

wehe thaten; aber nun möchte ich so gern etwas über meine arme Sara wissen."

„Ich kann Ihnen nur wenig sagen, denn ich war ein Knabe, als sie starb, aber Umstände, die ich damals wenig bemerkte, habe ich mir später zusammengestellt und ich glaube, es muß ein ganzer Roman gewesen sein. Sie wissen, meine Schwester hatte einen früheren Verlobten — Karl Geddes, erinnern Sie sich seiner?"

„O, sehr gut!" und Olive seufzte — vielleicht über die Erinnerung an den Traum, der ihr in jener feenhaften Zeit erstand — an ihren ersten mädchenhaften Traum idealer Liebe.

„Er war zur See, als Sara heirathete, bei seiner Rückkehr machte ihn diese Nachricht beinahe rasend und ich erinnere mich noch, als er in den Garten kam — unsern alten Garten, Sie wissen? — wo er und Sara so viel zusammen gingen; er schien halb toll und ich ging zu ihm und tröstete ihn so gut ich konnte, wenn ich auch seinen Kummer noch so wenig verstand; jetzt würde ich ihn vielleicht eher begreifen!" sagte Lehle, indem er seine Augen in einer schwärmerischen, wehmüthigen Weise erhob, was freilich bei seiner Gefährtin leider ganz verloren ging.

„Armer Karl!" flüsterte sie, „aber erzählen Sie mir mehr!"

„Er überredete mich, alle ihre Briefe und einen, den er selbst geschrieben, zu mir zu nehmen, und sie das nächste Mal, wenn ich nach Harbury ging, meiner Schwester zu geben. Ich that es und erinnere mich

wohl jenes Abends. Harold kam und fand seine Frau über den Briefen weinend. In einem Anfalle von Eifersucht nahm er sie und las sie ganz durch, auch den von Karl selbst; mich sah er nicht und wußte auch nicht, daß ich dabei betheiligt war, aber nie werde ich ihn vergessen."

„Was that er denn?" fragte Olive eifrig. Sonderbarer Weise wandten sich ihre Gedanken nicht zu Sara, sondern zu Harold.

„Was er that? Nichts — aber seine Worte! — ich erinnere mich ihrer genau — sie waren so erstarrend, so streng. Er ergriff ihren Arm und sagte: „Sara, als Du sagtest, Du liebtest mich, sagtest Du eine Lüge! und jeden Tag, wenn Du seitdem lächelnd in mein Gesicht geblickt hast, war Dein Lächeln eine Lüge! von nun an werde ich weder Dir, noch irgend einer Frau vertrauen!"

„Und was folgte dem?" rief Olive mit solchem erregten Interesse, daß sie nicht mehr daran dachte, ob sie auch ein Recht habe, so zu fragen.

„Bald nachher besuchte uns Sara, blieb aber nicht lange, sondern kehrte nach Harbury zurück. Harold war nie unfreundlich gegen sie, das weiß ich; aber dennoch härmte sie sich ab und noch um so mehr, als sie vom plötzlichen Tode Karl Geddes' hörte."

„Ach, er starb auch?"

„Ja, durch einen Zufall, den seine eigne Nachlässigkeit verschuldete; aber der arme Bursche war auch seines Lebens müde! Nun, Sara konnte sich nicht von diesem

Schlage erholen, und nachdem die kleine Ailie geboren war, lebte sie noch wenige Wochen und starb dann, beinah zu unser Aller Beruhigung."

„Wie, haben Sie nicht Ihre Schwester geliebt?"

„Natürlich that ich dies, aber sie war älter als ich und hat sich nie sehr um mich gekümmert, während ich Harold Alles verdanke; er ist mir mehr Vater als Bruder gewesen, nicht durch Beweise von Zärtlichkeit, denn die liegt nicht in seiner Natur, aber durch Güte und Rath. In der ganzen Welt kann es keinen bessern Mann als Harold Gwynne geben."

Olive erwiderte warm: „Das glaube ich gewiß und ich liebe Dich nur um so mehr, als Du es auch anerkennst." In einiger Verwirrung aber fügte sie schnell hinzu: „Verzeihen Sie, aber ich habe mich in alte Zeiten zurück versetzt, als Sie noch mein kleiner Liebling waren, ich muß mich wirklich daran gewöhnen, dem Mr. Derwent mit etwas mehr Förmlichkeit und Ehrerbietung zu begegnen."

„Sagen Sie nicht „Mr. Derwent"; bitte, nennen Sie mich Leyle, wie Sie es immer thaten."

„Das thue ich sehr gern, aber," fuhr sie lächelnd fort, „wenn ich zu Ihnen aufsehe, fange ich an, mich als ganz alte Dame zu fühlen, da ich so viel älter als Sie bin."

„Ganz und gar nicht," antwortete Leyle mit einem Eifer, der noch mehr ausdrücken sollte, als nur den männlichen Stolz, mit dem sich gewöhnlich die Jünglinge brüsten, die eben den Rubicon überschritten haben, der

sie von den verachteten Flegeljahren trennt. „Ich bin an Jahren vorwärts geschritten und Sie scheinen still gestanden zu haben; es ist jetzt kaum ein Unterschied zwischen uns.“ So ließ denn Olive, die dies etwas belustigte, ihrem alten Lieblinge seinen Willen.

Sie sprachen von gleichgültigen Dingen, bis es Zeit war, in das Haus zurückzukehren, und gerade als sie eintraten, sagte Leyle:

„Sehen Sie, da steht mein Schwager am Thor, o, Miß Rothesay, versprechen Sie mir, ihm nie etwas von Dem zu sagen, was ich erzählte.“

„Dazu würde ich wahrscheinlich auch nie die Gelegenheit haben, denn Mr. Gwynne scheint ein sehr verschlossener Mensch zu sein.“

„Das ist er und von diesen Gegenständen spricht er jetzt nie.“

„Still, hier kommt er,“ und Olive begegnete Harold Gwynne mit einem Gefühle ungewohnter Aufregung, als ob sie fürchtete, er könne merken, wie viel sie an ihn gedacht und von ihm gesprochen habe.

„Ich fürchte, ich störe Sie, Miß Rothesay,“ sagte Mr. Gwynne mit einem halb argwöhnischen Blick auf die lange, dunkle Gestalt, die im Mondschein neben ihr stand.

„Wie, kennst Du mich nicht, Bruder Harold? wie komisch!“ und er lachte in einer Weise, die etwas an Sara erinnerte.

Es schien Mr. Gwynne schneidend in die Seele zu

klingen. „Ich wußte nicht, Miß Rothesay, daß Sie meinen Schwager kannten."

„O, Miß Rothesay und ich sind seit beinah zehn Jahren Freunde, sie war unsere Nachbarin in Oldchurch."

„Wirklich?" und Olive glaubte in seinen Zügen, in denen sie schon zu lesen gelernt hatte, einen leichten Anflug von Schmerz oder Aerger zu bemerken; vielleicht hatte es ihn verwundet, Jemand zu finden, der Sara gekannt hatte, vielleicht — aber Vermuthungen waren ja vergeblich.

„Ich freue mich, daß Sie gekommen sind," sagte sie zu Harold. „Mama hat schon den ganzen Tag nach Ihnen verlangt. Leyle, wollen Sie zu ihr gehen und ihr sagen, wer hier ist? denn gewiß, Mr. Gwynne, Sie werden doch bei uns eintreten?"

Halb schien er geneigt zu wiederstehen, gab aber doch endlich nach; so befand er sich denn bald in dem kleinen häuslichen Kreise und fühlte sich an diesem ersten geselligen Abende im Thalhause so wohl, wie später an all' den darauf folgenden. Manchmal aber fielen Olive die glatten, scharfen und etwas höhnischen Redensarten auf, nach denen sie sich wohl den Blick und den Ton denken konnte, womit er die bittern Worte gesagt hatte: „nie mehr einer Frau zu vertrauen."

Er und Leyle gingen zusammen fort und Christalina, der es doch noch gelungen war den jungen Studenten in die Netze ihres Lächeln zu verwickeln, tröstete sich durch kleine, ruhige Späße mit Karl Fludyer; doch auch diese

Hülfsquelle versiegte, als auch er vom Nachhausegehen sprach.

„Heute werde ich nicht mit Ihnen zurückkehren," sagte Christalina, „ich werde im Thalhause bleiben; Sie können aber morgen kommen und mich mit dem Pony, das Sie mir liehen, abholen; aber bringen Sie auch Mr. Derwent mit, es zu führen, ich denke mir ihn in solcher Beschäftigung gar zu komisch."

„Du scheinst eine plötzliche Leidenschaft für's Reiten bekommen zu haben, Christalina," sagte Olive lächelnd, als sie wieder allein waren.

„Ja, es paßt ganz gut für mich; ich liebe durch die Gegend zu fliegen, es ist solche angenehme Aufregung, und ich liebe es auch, ein Pferd zu haben, das mir gehorcht — es ist so entzückend, zu regieren. Wie ärgerlich, daß Mr. Blandin das Reiten für unweiblich hielt und ich dadurch dieses Vergnügen so viele Jahre entbehrt habe. Aber jetzt bin ich meine eigne Herrin! Nebenbei gesagt," fügte sie sorglos hinzu, „ich möchte gern ein Paar Worte mit Ihnen, Miß Rothesay, sprechen." Nur selten hatte sie sie in der letzten Zeit Olive genannt.

„Nein, meine Lieben," fiel Mrs. Rothesay ein, „fangt nicht an zu schwatzen ehe ich zu Bett gegangen bin, ich bin so sehr, sehr müde." So blieb denn Christalina in ihrer ungewohnten Einsamkeit am Kamin sitzen, bis Olive wieder herunter kam.

„Nun," sagte Miß Rothesay, als sie eintrat, „was hast Du mir zu sagen, liebes Kind?"

Christalina zog sich bei den vertraulichen Worten und Mienen etwas zurück, als ob sie es nicht gern hätte, sagte aber nur: „O, es ist weiter nichts; ich wollte es nur erwähnen, weil ich verstanden habe, daß Miß Vanbrugh meine Geldangelegenheiten Ihrer Sorge anvertraute, bis ich mündig sein würde.“

„Gewiß, Du weißt, es geschah mit Deiner Einwilligung, Christalina.“

„O ja, weil es mich aller Mühen überhebt. Nun gut, Alles, was ich sagen wollte, ist, daß ich durchaus wünsche mir ein Pferd zu halten.“

„Ein Pferd zu halten?“

„Gewiß, was giebt es da zu erstaunen? ich möchte gern herum reiten, wie und wann es mir gefällt, bei den Versammlungen im Walde sein, ja selbst den Jagdhunden folgen. Ich bin meine eigne Herrin und will es thun,“ sagte Christalina in einem hochmüthigen Tone.

„Du kannst es aber wirklich nicht, liebe Christalina,“ antwortete Olive mild. „Denke an alle die Ausgaben, die damit zusammenhängen und die Dein Einkommen weit übersteigen würden.“

„Darüber kann ich selbst am besten urtheilen.“

„Nicht ganz. Denn Christalina, Du bist noch sehr jung und kennst die Welt noch nicht genug. Uebrigens, um Dir die reine Wahrheit zu sagen — soll ich?“

„Ganz gewiß, denn Betrug und Täuschung ist das, was ich am meisten hasse.“ Hier hielt Christalina inne,

erröthete ein wenig und indem sie sich halb umwandte, verbarg sie ein kleines silbernes Kreuz mit Perlen, das manchmal etwas hervorsah, noch tiefer unter ihr Kleid. Dann sagte sie in einem etwas weniger ärgerlichen Tone: „Sie haben Recht, sagen Sie mir Alles, was Sie denken."

„Nun, ich denke, daß wenn Dein Einkommen Dich auch unabhängig macht, so kann es doch nicht ausreichen, Dich mit Luxus zu umgeben. Auch," fuhr sie mit sehr sanfter Stimme fort, „auch scheint es mir kaum recht, wenn ein junges Mädchen wie Du, ohne Vater oder Bruder, in der Weise, die Du vorschlägst, herum reiten und jagen wollte."

„Auch dies ist wieder meine Sache — Niemand hat das Recht, mir zu befehlen." Olive schwieg. „Glauben Sie, daß Sie es haben? Wollen Sie, weil Sie gewissermaßen mein Vormund sind, so meine Pläne durchkreuzen? das werde ich nie dulden."

Und wieder erhob sich in ihr der ungestüme Geist, der Olive an dem ersten Abende, als das Mädchen in Woodford-Cottage ankam, erschreckt hatte, und der zu ihrem Erstaunen seitdem geschlummert hatte, bedeckt von dem oberflächlichen, leichten Wesen, das Christalina's äußern Character bildete.

„Was soll ich thun?" dachte Olive sorgenvoll. „Wie kann ich mit diesem Mädchen kämpfen? Aber ich will es thun, und wäre es nur um Meliora's willen. Christalina," sagte sie zärtlich, „wir haben seit langer Zeit

nicht ernstlich zusammen gesprochen; nicht wieder seit dem ersten Abende, an dem wir uns fanden."

„Ich erinnere mich, Sie waren damals gut gegen mich," antwortete Christalina etwas gemäßigt.

„Weil ich mich um Dich sorgte — Mitleiden mit Dir hatte."

„Mitleiden!" und der böse Dämon stieg wieder auf. Olive sah, daß sie diese Seite nicht wieder berühren müsse.

„Mein Herz," sagte sie noch immer ganz freundlich; „wirklich, ich habe weder den Wunsch, noch das Recht, Dich zu regieren; ich rathe Dir nur."

„Und dem Rathe werde ich gern zuhören. Täuschen Sie mich nicht, Miß Rothesay, ich habe Sie immer lieb gehabt — und liebe Sie wirklich noch immer; aber Sie verstehen mich nicht mehr ganz, oder fühlen nicht mehr mit mir."

„Warum nicht, liebe Christalina? vielleicht weil ich wenig Zeit für Dich habe, weil ich so sehr mit meiner Mutter und mit meiner Kunst beschäftigt bin?"

„Ah, Das ist es," sagte Christalina stolz. „Meine liebe Miß Rothesay, ich bin Ihnen sehr dankbar für alle Ihre Güte, aber seit ich das Herrenhaus in Farnwood besuche, finde ich, daß wir nicht mehr für einander passen. Es ist ein Unterschied zwischen einer einfachen Künstlerin, die für ihren Unterhalt arbeitet und zwischen einem unabhängigen, jungen Mädchen."

Aber selbst Christalina, die der Aerger so unüberlegt sprechen ließ, erröthete über die Rohheit ihrer Rede,

doch eine falsche Scham hielt sie ab, es irgendwie wieder gut zu machen.

Olive's zarte Figur wurde von einer ungewohnten Würde erregt; etwas von dem alten Stolz der Rothesays, oder vielmehr der Stolz für ihre Kunst stieg in ihr auf. „Wohl giebt es einen Unterschied, aber meinem Urtheile nach ist er auf der Seite der Künstlerin."

Christalina antwortete nicht und Olive fuhr fort, indem sie ihre gewöhnliche Weise annahm: „Komm, wir wollen nicht weiter darüber sprechen, Alles, was jetzt bestimmt werden muß, ist, ob ich die Summe, die zum Ankauf eines Pferdes nöthig ist, aufnehmen soll oder nicht. Ich thue es, wenn Du es wünschest, weil ich, wie Du sagst, Dir durchaus nichts zu befehlen habe. Aber liebe Christalina, ich bitte Dich, halte noch inne und überlege es Dir, warte wenigstens bis morgen."

Olive stand auf, denn sie vermochte nicht, das Gespräch weiter fortzuführen; es schmerzte sie tief, daß dieses Mädchen, das sie so gern lieben wollte, sich augenscheinlich von ihr, wenn auch nicht mit Mißfallen, doch mit verächtlicher Gleichgültigkeit abwandte. Dennoch machte sie noch einen Versuch und ging vor dem Schlafengehen zu ihr, sagte ihr gute Nacht und küßte sie wie gewöhnlich.

„Unser heutiges Gespräch darf aber keine Trennung zwischen uns herbeiführen, Christalina."

„O nein," sagte Christalina etwas kalt. „Nur," fügte sie in einem leidenschaftlichen und doch wehmüthigen Tone, den sie schon einmal in Woodford-Cottage ge-

braucht hatte, hinzu, „nur müssen Sie sich nicht in meine Angelegenheiten mischen, Olive; erinnern Sie sich, daß ich anders als Sie erzogen bin; ich hatte Niemand, der mich leitete und Niemand, der mir lehrte, mich selbst zu leiten. Es kann nichts helfen, und nun ist es zu spät.“

„Es ist nie zu spät,“ rief Olive. Aber Christalina's Rührung ging vorüber und sie nahm wieder ihre stolze Miene an.

„Entschuldigen Sie, aber ich bin etwas zu alt, um zurecht gewiesen zu werden und werde ohne Zweifel fähig sein, selbst mein Betragen zu beurtheilen. Künftig wollen wir nicht mehr so ernste Gespräche, wie diese, haben. Gute Nacht!“

Olive entfernte sich mit schwerem Herzen; sie war gar nicht mehr gewöhnt mit einem bösen Geiste zu kämpfen, denn sie lebte in einer so reinen Atmosphäre, die so voller Liebe war, daß in ihr nie ein häuslicher Sturm drohte. Beinah wünschte sie, Christalina wäre nicht mit nach Farnwood gekommen, aber dann schien es ihr doch auch so furchtbar, wenn dieses junge, trotzige Wesen allein in der weiten Welt stehen sollte, und so gab sie sich von Neuem das Versprechen, Christalina nie aus den Augen zu verlieren, mochte diese es wünschen oder nicht, und es zu versuchen, sie mit einer so leisen Hand zu leiten, daß das Mädchen selbst nie die Herrschaft fühlen sollte.

Am andern Morgen theilte Miß Manners ganz kurz ihren Entschluß mit, kein Pferd kaufen zu wollen und der Gegenstand wurde nie wieder berührt. Dennoch hatte

sich zwischen Olive und Christalina eine Kluft gebildet, die die Eine nicht überschreiten konnte, die Andere nicht wollte, und als andere Interessen Miß Rothesay's Leben in Anspruch nahmen, hörten ihre Sorgen über dies wunderliche Mädchen etwas auf. Christalina wohnte beinah gänzlich im Herrenhause zu Farnwood, und in dem bescheidenen, glücklichen Thalhause widmete Olive ihr Leben der Kunst und ihrer Mutter.

Zwölftes Kapitel.

Aus Wochen wurden Monate und innerhalb des kleinen Umkreises, in dem das Herrenhaus, die Pfarrerei und das Thalhaus lagen, hatte sich eine so angenehme Geselligkeit gebildet, wie man nur irgendwo finden konnte, und die häufigen Zusammenkünfte, bei denen sie meist auf sich selbst beschränkt waren, riefen eine bei einer Landnachbarschaft so nothwendige Vertraulichkeit hervor.

Wie es manchmal geschieht, daß Personen oder Familien, die sich ungekannt liebten, sich, wenn sie sich kennen lernen, hassen, so ist es im Gegentheil auch nichts Seltenes, daß die, welche Jahre lang in Feindschaft lebten, bei einem plötzlichen Begegnen so nahe Freunde werden, als hätte nie etwas zwischen ihnen gelegen, und in dieser Weise fanden sich die Rothesays und Gwynnes.

Einmal, nachdem Mrs. Gwynne und ihr Sohn einen langen, angenehmen Abend im Thalhause zugebracht hatten, kam Olive zufällig das Packet mit Harold's Briefen in die Hände, das sie vor Jahren mit

dem Wunsche bei Seite gelegt hatte, nie wieder etwas von ihm zu hören.

„Jetzt würdest Du dies nicht wünschen, Olive — und auch ich nicht," sagte Mrs. Rothesay, als ihre Tochter dies lächelnd erwähnt hatte, „denn die Gesellschaft der Gwynnes hat wirklich viel zu unserem Glücke beigetragen. Wie gütig und herzlich ist Mrs. Gwynne und auch so wahr in ihrer Freundschaft für uns."

„Ja wirklich, und weißt Du, es fiel mir ein, daß wir ihrer Erwähnung von uns wahrscheinlich die freundlichen Grüße der Tante Flora Rothesay danken, die uns heute die Gwynnes brachten. Ich gestehe, es macht mich glücklich, zu denken, daß mein längst vergangener, romantischer Traum doch vielleicht noch Wahrheit werden solle und wir nächstes Jahr nach Schottland gehen, um Papa's geliebte, alte Tante zu besuchen."

„Du wirst gehen, mein Kind!"

„Und Du auch, Liebchen; denke, wie wohl es Dir thun wird, wenn der Sommer kommt; dann wirst Du wieder kräftig sein und wir werden uns Beide freuen, die gute Tante Flora kennen zu lernen, von der die Gwynnes so viel sprechen. Sie muß jetzt sehr, sehr alt sein, obgleich Mrs. Gwynne sagt, daß sie noch ganz schön ist; aber so schön wie meine einzige Mama kann sie nicht sein. O Liebchen, man wird noch nie solche wunderbare alte Dame gesehen haben, wie Du mit 70 oder 80 Jahren sein wirst; dann bin ich auch schon ganz ältlich und wir werden gerade wie zwei Schwestern aussehen, die zusammen alt geworden sind."

Olive sprach oder träumte nie von einer andern Möglichkeit als dieser.

Ruhig, fröhlich ging der Winter vorüber, indem sich Miß Rothesay nach wie vor den beiden großen Interessen ihres Lebens widmete; aber nach und nach wurde sie auch von geringeren Interessen in Anspruch genommen, die aber auch ihr Gutes hatten, denn sie zogen sie etwas von den zu anstrengenden Studien ab, denen sie sich oft mehr hingab, als ihre Gesundheit vertragen konnte. Eines Tages, als sie Briefe von Mr. Vanbrugh und Meliora aus Rom las, sagte Olive:

„Mama, im Ganzen denke ich, bin ich hier glücklicher, als ich es in Woordford-Cottage war. Ich fühle jetzt weniger die Künstlerin und mehr die Frau in mir.“

„Und Olive, auch ich bin glücklich — glücklich, daß mein Kind bei mir verborgen und mir nicht nach Rom entführt ist.“

Denn Olive hatte natürlich ihrer Mutter von diesem Ereigniß ihres Lebens, das dessen Lauf so gänzlich geändert haben würde, gesagt. „Meine Tochter, ich möchte Dich nicht hergeben und Dich keinem Manne in der Welt überlassen.“

„Das wird auch nicht geschehen, Liebchen!“ antwortete Olive und fühlte, daß es wahr sei, denn sie ging ganz in ihrer Mutter auf.

Trotzdem wurde das liebende Herz, das Raum genug für viele Zuneigungen hatte, auch von den schon erwähnten, wenn auch ganz äußeren Interessen, genug in Anspruch genommen. Unter diesen stand eins oben

an, nachdem sie ihr ganzes Leben hindurch gestrebt und es nie erreicht hatte — die Liebe nämlich für ein Kind.

Sie nahm Harold's kleine Tochter an ihr Herz, weniger dieselbe als sein Kind, sondern vielmehr als das Sara's betrachtend, besonders da er, wenn auch ein guter und sorgsamer, doch sehr wenig liebevoller Vater war. Doch schien er dankbar für die Güte, die Miß Rothesay der kleinen Ailie bewies und erlaubte oft dem Kinde bei ihr zu bleiben und sich in allen Dingen von ihr belehren zu lassen, außer in dem, worin er ein besonderes Vergnügen fand, seine Tochter gänzlich unwissend zu erhalten — in den Lehren der englischen Kirche.

Manchmal, wenn Olive die Armen besuchte, bemerkte sie wohl, wie junge, unwissende Gemüther durch gedankenloses Nachbeten das Höchste entheiligen und dadurch die erhabenen Formen des Christenthums zu einem Schauspiele herabwürdigen. Dann dachte sie wohl, daß Harold Gwynne Recht habe und daß er durch das zeitweilige Verbot so handelte, wie es einem weisen Vater und „einem verständigen und gelehrten Diener des Wortes Gottes“ zieme. Als solchen aber hatte sie ihn immer betrachtet, obgleich es ihr manchmal schien, als ob er das Wort weniger mit dem Herzen als mit dem Verstande empfing und mittheilte. Sein moralischer Charakter und seine moralischen Lehren waren untadelhaft, aber es war, als sei der Thau christlicher Liebe nie auf seine Seele gefallen.

Dies Gefühl flößte ihr eine Art scheuer Furcht gegen ihn ein, die ihr dem Seelenhirten und dem Menschen,

den sie so hoch schätzte und verehrte, gegenüber nicht an der Stelle schien; besonders da sie über jeden Gegenstand offen und frei mit ihm sprechen konnte und er allmälig seine harte Natur ihr gegenüber milderte, wie es immer ein Mann thut, der sich einer wahrhaft guten Frau in Freundschaft zuneigt.

Hier wäre vielleicht die Stelle zu bemerken, daß, so nahe und genaue Freunde sie auch waren, doch das Verhältniß ein solches war, daß Keiner der beiden Haushaltungen, ja nicht einmal die allerkleinlichsten Schwätzer von Farnwood oder Harbury je daran gedacht hätten, zu sagen: Harold Gwynne sei in Miß Rothesay verliebt. Die guten Leute schwatzten wohl dann und wann über ihn, sowie auch von Christalina Manners, und würden es wohl noch mehr gethan haben, wenn die junge Dame nicht beständig im Herrenhause gewesen wäre, wohin Mr. Gwynne selten kam; daß Band aber zwischen ihm und Miß Rothesay ließen sie unberührt und ungestört von ihren müßigen Klatschereien. Die, welche sich noch der schönen Mrs. Harold Gwynne erinnerten, konnten sich vielleicht nicht denken, daß der Wittwer je eine zweite Frau, so ganz verschieden von der ersten, nehmen könnte, oder vielleicht war ihnen die Tochter, die ihre blinde Mutter so ergeben pflegte, von einem solchen Heiligenschein umgeben, den ihre thörichten und weltlichen Zungen nicht zu berühren wagten.

So ging Olive ruhig ihren Weg und indem sie der kleinen Ailie ihre Zärtlichkeit bewies, schien es, als würde sie allmälig zum Vater hingezogen, mit dem sie

übrigens noch die eine gemeinsame Sympathie hatte, daß in ihnen Beiden schottisches Blut floß, denn Harold hatte von seinem Vater Nichts, als den Namen, von seiner Mutter aber alles Uebrige geerbt; in Schottland geboren, war er Schotte bis in's innerste Mark und sein Einfluß erweckte noch einmal in Olive Rothesay jene Gefühle, die sie so fest an das Land ihrer Geburt, an ihres Vaters Land ketteten. Alles, was damit zusammen hing, wurde in ihrem Auge romantisch; und so war sie denn auch jetzt glücklich, sie wußte kaum warum — ja so glücklich, wie sie es in ihren träumerischen Mädchenjahren gewesen war; es schien, als dämmerte in ihrem Leben ein zweiter Frühling.

Nur Etwas gab es, das ihr wirkliche Sorge machte und das war das Verbot, die kleine Ailie zu belehren; sie besprach es mit ihrer Mutter, das heißt, sie sprach ihre Gedanken aus, in welche Mrs. Rothesay immer mild einstimmte und wie gewöhnlich sagte, daß Olive ganz Recht habe und endlich nach einigem Ueberlegen entschloß sie sich, offen über den Gegenstand mit Mr. Gwynne zu sprechen.

Zu diesem eifrigen Unternehmen, vor dem sie aber doch unwillkührlich etwas bebte, ergriff sie den Augenblick, wo er ihr auf einem ihrer Waldspaziergänge begegnete, der sie, wie es oft geschah, zur Erfüllung irgend einer barmherzigen Pflicht führte, die doch eigentlich dem Geistlichen oder der Familie des Geistlichen gebührte.

„Wie gütig sind Sie, Miß Rothesay, so weit durch

diesen winterkalten Wald zu kommen, es kann nicht gut für Sie sein."

„Dann wäre es noch weniger gut für Mrs. Gwynne, ich war sehr froh, sie davon befreien zu können und es macht mir auch wirkliches Vergnügen mit der kranken Mutter von Johann Dent zu sprechen und ihr vorzulesen; so viel sie auch leidet, so ist sie doch die glücklichste alte Frau, die ich je sah."

„Was denken Sie wohl, was sie glücklich macht?" sagte Harold, indem er augenscheinlich wünschte, die Unterhaltung fortzusetzen.

Olive antwortete, indem sie in seine Absicht einging und die Unterhaltung gleich, wie gewöhnlich, auf einen interessanten Gegenstand leitete: „Sie ist glücklich, weil sie einen frommen, zuversichtlichen Glauben an Gott hat und wenn sie auch wenig weiß, so liebt sie doch viel."

„Kann man Ihn lieben, den man nicht völlig kennt?" Es war eine jener scharfen, forschenden Fragen, die Mr. Gwynne manchmal stellte und die Olive erschreckten, so daß sie nicht immer antworten konnte; jetzt aber versuchte sie es zu thun:

„Ja, wenn Das, was wir von ihm kennen, Liebe gebietet. Kennt denn Ailie so gänzlich ihren Vater? Und doch liebt sie ihn."

„Darüber kann ich nicht urtheilen, aber gewiß ist es, daß wir so wenig von Gott kennen, als Ailie von ihrem Vater — und wirklich auch zum Himmel mit derselben blinden Unwissenheit aufblicken, wie Ailie zu mir aufblickt."

„Ach, leider ist Ailie's Unwissenheit wirklich eine blinde!" sagte Olive, indem sie nicht ganz seine halbgemurmelten Worte verstand, sie aber als gute Gelegenheit, ihren Zweck zu erreichen, ergriff. „Mr. Gwynne, kann ich über Etwas mit Ihnen sprechen, was mich seit langer Zeit gequält hat?"

„Sie gequält, Miß Rothesay, nun, das ist doch gewiß nicht mein Fehler? Um alles in der Welt möchte ich nicht Jemandem, der so gut ist wie Sie, weh thun."

Er sagte dies sehr freundlich und drückte ihren Arm mit einer brüderlichen Milde, die ihr in's Herz drang und ihr nicht nur das plötzliche Gefühl der Freude, sondern auch der Ermuthigung gab.

„Dank, Mr. Gwynne. Es ist Etwas, das mir wirklich weh thut und worüber ich schon mit Ihnen sprach, als wir uns zum ersten Male begegneten, das wir aber seitdem nicht wieder berührten — Ihre Ansichten nämlich über Ailie's religiösen Unterricht."

„Ah so!" Einer auffahrenden Bewegung folgte ein dunkler Blick. „Nun, Miß Rothesay, was haben Sie zu sagen?"

„Daß ich glaube, Sie haben nicht ganz Recht, ja sogar ganz Unrecht," sagte Olive, indem sie Muth faßte. „Sie berauben Ihr Kind seiner einzigen Stütze im Leben — seines einzigen Trostes im Tode; indem sie ihr den wahren Glauben nehmen, wird sie sich bald selbst einen falschen bilden."

„Nun, was ist falscher, als die einfältigen Uebertragungen, welche großsprecherische Eltern ihren Sprößlinge



lingen lehren — die Bibel dadurch zu einem Ammenmärchen machen, den Himmel in einen hübschen Vergnügungsort umwandeln und die Hölle mit ihren Schrecken als Popanz benutzen, um die Kinder im Dunkeln zum Fürchten zu machen. Glauben Sie, ich würde mein Kind zu einer kindischen Heiligen machen, um Gebete platt herunter zu plappern oder Lieblingssüßigkeiten gegen Missionspfennige einzutauschen, damit es auf diese Weise immer mit dem Himmel auf Abrechnung stünde? Nein, Miß Rothesay, lieber würde ich sie als vollkommene Heidin aufwachsen lassen."

Olive, die diese Sprache, welche bitter, beinahe wild wurde, entsetzte, konnte erst nicht antworten; endlich aber versuchte sie, wenn auch nicht ohne Zittern, eine andere Seite zu berühren.

„Aber — gesetzt, Ihr Kind würde Ihnen genommen, würden Sie es gern sterben lassen, so wie es jetzt lebt, so gänzlich unwissend in allen heiligen Dingen?"

„Würde ich es gern als kindischen Frömmler sterben lassen? Blind von Dingen schwatzend, die der Natur nach kein Kind verstehen kann? Würde ich es wünschen, daß es in irgend einem Pfennigtractätchen als ein „wunderbares Beispiel kindlicher Frömmigkeit" oder als ein „kleines Gefäß der Gnade, dem das Evangelium schon mit drei Jahren geoffenbart wurde," angeführt würde?"

„O, sprechen Sie nicht so, thun Sie es nicht," rief Olive, indem sie vor ihm zurückfuhr, denn sie sah in seinem Gesichte einen Blick, den sie nie früher gesehen hatte

— ein Ausdruck, der dem bitteren, scharfen Spotte seines Tones entsprach.

„Nicht wahr, Sie halten mich für eine sonderbare Art eines Geistlichen der Englischen Kirche? Nun, vielleicht haben Sie recht; ich glaube, ich bin verschieden von meinen Amtsbrüdern.“ Er sagte das mit scharfer Ironie. „Trotzdem werden Sie, wenn Sie sich in der Nachbarschaft nach mir erkundigen, gewiß hören, daß mein moralisches Leben nie meinen Stand entwürdigte.“

„Nie,“ rief Olive warm. „Verzeihen Sie, Mr. Gwynne, wenn ich die Ehrerbietung, die ich Ihnen selbst und Ihren Meinungen schuldig bin, übertreten habe; in mancher Hinsicht kann ich weder Sie noch Ihre Meinungen ergründen, aber daß Sie ein wahrer, guter und frommer Mann sind, das glaube ich fest.“

„Glauben Sie?“

Olive fuhr zusammen, denn so einfach diese Worte waren, schien es ihr, als hätten Sie noch eine Nebenbedeutung, als ob er über sich selbst, über sie oder über sie Beide spotte. Doch vielleicht war dies nur Einbildung, denn ein oder zwei Minuten später sagte er in gewöhnlichem Tone:

„Miß Rothesay, wir haben ernst zusammen gesprochen und Sie haben mich unbewußt verleitet, wärmer zu sprechen, als ich sollte. Beurtheilen Sie mich nicht falsch, der Glaube des Menschen ist frei und über einige untergeordnete Punkte des Christenthums habe ich vielleicht meine besonderen Ansichten. Was aber die kleine Ailie betrifft, so danke ich Ihnen für das freund-

liche Interesse, das Sie zeigen und das wir ein andermal weiter besprechen wollen."

Sie hatten jetzt Johann Dent's Hütte erreicht; Olive fragte, ob er mit eintreten wollte.

„Nein, nein, Sie sind ein weit besserer Apostel als Ihr Geistlicher und überdies erwarten mich zu Hause Geschäfte, so leben Sie wohl, Miß Rothesay."

Er lüftete den Hut in höflicher Weise, aber in seinen Augen lag eine Ehrerbietung, die keine Höflichkeit hervorruft — die Ehrerbietung eines würdigen Mannes gegen eine edeldenkende Frau. Und so ging er zurück in den Wald.

Dreizehntes Kapitel.

Die Wohnung, in die Miß Rothesay eintrat, war eine der Hütten der Jagdhüter mitten im Walde. Die Thüre stand offen, denn der Ort war sogar für Räuber zu dürftig und die Bewohner hatten nichts zu verlieren. Olive hielt es aber doch für unrecht, die arme, bettlägerige alte Frau in dem Zustande hülfloser Einsamkeit zu lassen. Als sie über die Schwelle schritt, hörte sie einen scharfen Schrei aus dem innern Zimmer.

„Johann, Johann! Wie ist es mit dem Burschen? Habt Ihr den Burschen gefunden?"

„Es ist nicht Ihr Sohn — ich bin es. Was ist denn geschehen, meine gute Margarethe?"

Aber das arme, alte Wesen fiel zurück und rang, bitterlich schluchzend, ihre Hände.

„Der Junge, ach wissen Sie nichts von dem Jungen? Armer Reuben! — Er wird wohl nicht wieder zurückkommen! Ach, weh uns!"

Mit einiger Schwierigkeit erfuhr endlich Olive, daß Margarethens Enkel, das einzige Kind des Jagdhüters,

vor einigen Tagen in den Wald gegangen und noch nicht zurückgekommen sei. Es war sogar für die erfahrensten Forstleute nichts Seltenes, sich in diesen wilden, tiefen Wäldern zu verirren und während des Winters war es noch viel schlimmer. Jetzt war Johann Dent mit seinen Gefährten ausgegangen, weniger, um den lebenden, als um den todten Sohn zurückzubringen.

Olive setzte sich, erfüllt vom tiefsten Mitleiden, neben die unglückliche Großmutter, aber die arme Seele verwarf jeden Trost.

„Johann wird toll werden — rein toll! Es giebt keinen solchen guten Jungen mehr, wie unsern Reuben! Und er todt und erfroren! O Herr, erbarme Dich über uns elende Sünder!“

Stunden lang saß Olive am Bett der alten Frau; der trübe Wintertag ging bald zu Ende und der Schnee fing an zu fallen und doch hörte man nichts als das Heulen des Windes im Walde. Oft fuhr Margarethe auf, schrie, daß sie Fußtritte vor der Thüre höre und sank dann wieder in dumpfe Verzweiflung zurück.

Endlich erklangen wirklich verschiedene Schritte auf dem gefrornen Boden, die Klinke wurde gehoben und Johann Dent stürzte herein.

Er war einer der derben Waldbewohner, die man oft in diesen tiefen Forsten findet, beinahe riesenhaft an Größe und Gestalt; der Schnee lag dick auf seinem unbedeckten Kopfe und seiner nackten Brust, denn er hatte alle Ueberkleider abgestreift, um etwas einzuhüllen, das er fest in seine Arme schloß. Er sprach mit Niemandem,

sah Niemanden an, aber legte seine Last vor das Kamin und stützte sie nur noch mit seinem Knie. Es war der Leichnam eines Knaben, blau und geschrumpft wie der Körper eines Erfrornen. Er versuchte die Finger zu erwärmen und zu beugen, aber sie waren so steif wie Eisen; er rang den schmelzenden Schnee aus den Haaren und als die Locken unter seinen Händen weich und biegsam wurden, schien es ihm, als sei doch noch etwas Leben zurückgeblieben.

„Warum bewegt Ihr Euch nicht, Ihr Narren! Holt eine Decke, zieht sie der alten Frau weg, ich sage Euch, der Bursche lebt.“

Niemand bewegte sich und der rasende Vater fing an zu fluchen und zu schwören, bis er in das Zimmer der alten Margarethe stürzte.

„Steh' Du auf, wie kannst Du hier gemächlich liegen bleiben, komm und hilf dem Jungen!“ dann lief er zurück, wo des armen Reuben's Körper vor dem Kamine ausgestreckt lag, umgeben von den andern Holzhauern, von denen die meisten blaß vor Schrecken waren und einige sogar bis zu Thränen gerührt. Johann Dent schob sie alle bei Seite und nahm seinen Sohn wieder in die Arme und Olive beobachtete von ihrer Ecke aus den Kampf seiner rauhen Gesichtszüge, dennoch wagte sie nicht, sich zu nähern.

„Fasse Muth, fasse Muth, Johann!“ sagte einer der Männer.

„Er hat gewiß nicht viel gelitten,“ sagte ein anderer. „Meine Alte wäre auch einmal beinah im Walde

erfroren und sie meinte, es sei gerade gewesen, als schliefe man ein; und seht Ihr, das Gesicht des armen Jungen ist so ruhig wie das eines Kindes."

„Johann Dent, Du," flüsterte ein alter Waldhüter, „sage Deine Gebete, Du thust es nicht oft, aber jetzt wirst Du es brauchen können."

Hierauf aber brach Johann Dent in einen solchen Anfall von Verzweiflung aus, daß einer nach dem andern seiner Gefährten die Hütte verließ. Die starken, kühnen Männer, die keine Gefahr des Lebens fürchteten, wurden schwach wie Kinder im ernsten Angesichte des Todes. Nur einer blieb zurück — der alte Jäger, der dem elenden Vater den letzten Rath gegeben hatte. — Dieser Mann, den Olive kannte, wurde von ihr nach Margarethens Zimmer gerufen, um mit ihm zu überlegen, was man thun könne.

„Ich will Mr. Gwynne holen, damit er dem armen Kerl, dem Johann beisteht! Ganz gewiß ist der Teufel über ihn gekommen und den kann nur der Geistliche wegtreiben. Aber der unsrige ist ein sonderbarer Herr, was soll ich ihm sagen, wenn ich nach Harbury komme?"

„Sagt ihm, daß ich hier bin und ihn inständig bitte, gleich zu kommen," rief Olive, welche fühlte, daß ihre Kräfte im Hinblicke auf diese herzzerreißende Scene sanken und von der sie sich doch aus allgemeiner Barmherzigkeit nicht wegwenden konnte. Noch einmal ging sie, um nach Johann Dent zu sehen, der gebeugt vor dem Kamine saß und mit einer Art gedanken- und hoffnungslosem Elende auf die steife Gestalt des armen, todten

Jungen blickte. Dann ging sie zurück zu der alten Frau und versuchte es, sie zu trösten und mit ihr zu beten.

Es war nicht weit nach Harbury, aber doch noch früher, als Olive erwartete, erschien Harold Gwynne.

„Miß Rothesay, Sie haben nach mir geschickt?“

„Ich that es, ja wohl — und Gott sei Dank, daß Sie gekommen sind,“ rief Olive eifrig, indem sie seine beiden Hände ergriff. Er sah sie mit erstauntem und verlegenem Blicke an und zog sie zurück.

„Was wünschen Sie eigentlich? Was soll ich thun?“

„Das, was ein Diener Gottes fähig ist zu thun — ja wozu er sogar verpflichtet ist — nämlich Trost in diesem Hause des Elends zu verkünden.“

Die arme, alte Frau stimmte mit in dasselbe Flehen ein. — „O, Mr. Gwynne, Sie, der Sie ein Geistlicher, ein Mann Gottes sind, kommen Sie und helfen Sie uns.“

Harold blickte um sich und sah, als er das Weh vor Augen hatte, welches kein irdischer Trost erleichtern kann, daß er in das Reich jener ernsten Macht getreten war, die den Menschen alles irdischen Glanzes, aller irdischen Weisheit und Kraft entblößt und ihn arm, schwach und nackt vor seinen Gott bringt.

Der stolze, moralische, gelehrte Harold Gwynne stand stumm vor dem Geheimnisse des Todes, es war zu mächtig für ihn; er blickte auf den todten Knaben, auf den lebenden Vater, schlug dann seine Augen zu Boden und sagte, wie zu sich selbst: „Was soll ich hier thun?“

„Mit ihm lesen, mit ihm beten,“ flüsterte Olive.

„Sprechen Sie mit ihm von Gott — vom Himmel — von Unsterblichkeit.“

„Gott — Himmel — Unsterblichkeit,“ wiederholte Harold gedankenlos, bewegte sich aber nicht.

„Man sagt, daß dieser Mann ein großer Sünder und ein Ungläubiger war. O, sagen Sie ihm, daß er sich jetzt nicht so täuschen kann. Die Todtenglocke schallt ihm in die Ohren und ruft ihm zu, daß es einen Gott — ein Jenseits giebt. Mr. Gwynne, o, sagen Sie ihm, daß es zu solchen Zeiten keinen Trost, keine Hoffnung giebt, außer in Gott und seinem Worte.“

Olive sprach in der Erregung des Augenblicks; dann sammelte sie sich wieder und bat um Vergebung wegen ihrer kühnen Rede, als ob sie den Geistlichen erst an seine Pflichten erinnern müsse.

„Meine Pflichten — ja ich muß meine Pflicht thun,“ murmelte Harold Gwynne; und mit demselben harten, strengen Gesicht, das er auf der Kanzel annahm — ging er zu dem Vater und dem todten Kinde und sagte etwas wie — „mit Geduld ertragen“ — „Ergebung in die göttliche Vorsehung“ — und „daß uns alle Prüfungen zu unserm Besten und nach dem Willen Gottes kommen.“

„Sprecht mir nichts von Gott, ich weiß nichts von ihm — Sie haben mir nichts gelehrt.“

Harold's starrer Mund zitterte sichtbar, aber er antwortete nicht direct, sondern sagte nur in einem förmlichen Tone: „Ihr geht in die Kirche — wenigstens

ginget Ihr früher und da habt Ihr davon gehört, wie Gott seine Gerichte mit Gnade hält."

„Gnade! Das müßt Ihr nicht sagen, wie hätte Er sonst den armen Jungen im Schnee sterben lassen?"

Und Harold's Lippen bebten, als sie die heiligen Worte sprachen: „Der Herr hat es gegeben und der Herr hat es genommen."

„Dann hätte er die alte Mutter nehmen können, Niemand braucht sie, aber den lieben Jungen — der einzige, der mir von sechsen geblieben war — o Reuben, Reuben, willst Du denn nie wieder mit Deinem armen Vater sprechen?"

Er sah den Leichnam einige Minuten starr an und dann schien ihm ein neuer Gedanke zu kommen.

„Das ist nicht mein Junge — mein lustiger, kleiner Junge! Und ich meine," rief er, indem er aufsprang und Gwynne's Arm ergriff; „ich meine, Sie Pastor müssen es wissen, wohin mein Junge gegangen ist?"

Harold Gwynne's Kopf sank auf seine Brust; er antwortete nicht. Vielleicht — ach! Und indem Olive ihn anblickte, durchfuhr auch sie mit Schrecken der Gedanke — vielleicht gab es auf diese tiefernste Frage keine Antwort in seiner Seele.

Johann Dent ging bei ihm vorüber und auf Olive Rothesay zu.

„Fräulein, die Leute sagen, daß Sie gut und wahr sind, wissen Sie nichts von diesen Dingen? Können Sie mir nicht sagen, ob ich meinen armen Jungen wiedersehen werde?"

Und Olive, die einen Blick auf Mr. Gwynne warf und sah, wie er verzweiflungsvoll stehen blieb, setzte sich neben den kinderlosen Vater und sprach zu ihm von Gott — nicht von dem Unendlichen und Unbekannten, in dessen Geheimnisse die mächtigsten Philosophen dringen ohne ein Ende zu finden — aber von dem uns offenbarten, gnädigen Gotte, von Ihm, der „unser Vater ist im Himmel" — Er, zu dem die Armen, die Trauernden und die Unwissenden aufblicken können, ohne sich zu fürchten.

Lange Zeit sprach sie so; einfach, mild und ernst; ihre Worte waren Balsam und ihre Blicke erleuchteten das düstere Haus des Wehes und als sie es endlich verließ, folgten ihr Johann Dent's Augen, als wäre sie ein sichtbarer Engel des Friedens.

Es war schon Nacht, als sie und Harold die Hütte verließen. Der Schnee fiel nicht mehr, lag aber wie ein weißes Leichentuch auf jedem Baume des Waldes, und hoch darüber durch die Oeffnungen der Zweige schien der dunkelblaue, frostige Himmel mit seinen unzählbaren Sternen. Die scharfe, durchdringende Kälte, die gänzliche Regungslosigkeit in der Natur, die geheimnißvolle Stille, alles breitete ein Gefühl des Todes über alle Dinge. Es war eine Nacht, in der man schwach ahnen konnte, was die Welt sein würde, wenn das, dessen sich die Ungläubigen rühmen, wahr wäre, und es keinen Gott gäbe.

Einige Zeit gingen sie in vollkommenem Stillschweigen nebeneinander. Sorgenvolle Gedanken thürmten sich gleich Gewitterwolken um Olive's Gemüth und sie wurde

von Erstaunen, Mitleiden und einer unerklärlichen Furcht zugleich bewegt. Während sie sich auf Mr. Gwynne's Arm lehnte, kam ihr die Ahnung, daß in dem Herzen, dessen kräftige Schläge sie beinah fühlen konnte, ein großes Geheimniß des Schmerzes oder des Unrechts, vor dessen Enthüllung sie selbst erschrecken würde, verborgen läge; aber doch war die Anziehungskraft, die dieser Mann auf sie ausübte, so groß, daß, je mehr sie sich fürchtete, desto mehr sehnte sie sich auch, das Geheimniß, was es auch sein möge, zu entdecken. So entschloß sie sich denn, das Stillschweigen zu brechen.

„Mr. Gwynne, ich hoffe, daß Sie mich nicht anmaßend fanden, als ich so statt Ihrer sprach; aber ich sah, wie entsetzt und überwältigt Sie waren und konnte mich nicht über Ihr Stillschweigen wundern."

Er antwortete mit leiser Stimme, wie Einer, der mit einer großen Aufregung kämpft: „Sie bemerkten also mein Schweigen und sahen, daß ich, der ich als Geistlicher gerufen wurde, um religiösen Trost zu bringen, keinen zu geben hatte?"

„Nun, Sie versuchten es ja."

„Ach, ich versuchte den Glauben mit meinen Lippen zu predigen und konnte es nicht, weil ich keinen in meinem Herzen fand, und ach, auch nie welchen finden werde."

Olive sah ihn an, ohne ihn zu verstehen, aber er schien vor ihrer Beobachtung zurückzubeben. „Wirklich, es thut mir leid," fing sie an, wurde aber von ihm unterbrochen.

„Bitte, sprechen Sie jetzt nicht mit mir.“

Sie gehorchte, obgleich ihr Mitleiden für ihn erwachte. Bisher hatte er in ihrem gegenseitigen Verkehr, so groß auch seine Freundlichkeit gegen sie war, doch stets ein Gefühl von Zwang, ja sogar von Furcht in ihr hervorgerufen; der Alles beherrschende Einfluß, die unsichtbare Gewalt, die er über Alle auszuüben schien, die er seines Umgangs würdigte, lag schwer auf Olive Rothesay, und noch nie vorher hatte sie sich irgend Jemand so untergeordnet, als ihm; in seiner Gegenwart wog sie unbewußt ihre Worte ab und bewachte ihre Blicke, als ob sie dem Auge eines Herrn begegnete; und ein Herr war er — ein Mensch, geboren den Willen seiner Brüder zu regieren, indem er sie mit seinem leisesten Hauche beherrschte, wie der Wind das Gras der Felder beugt.

Jetzt aber schien das Scepter aus seiner Hand gerissen — er war der König nicht mehr; er ging mit gesenktem Haupte und mit auf den Boden gerichteten Blicken, und indem Olive ihn so vor sich sah, fühlte sie plötzlich statt Furcht das tiefste Mitleiden, das eben so zärtlich wie tief und eben so rein wie zärtlich war; ja engelgleich stieg es in ihrem Herzen auf, bereit, die ihn umgebende Dunkelheit mit hellen Augen zu durchbrechen und um ihn und um all' sein Elend die schützenden Flügel zu breiten. Er war ein großer, gelehrter Mann, sie ein schwaches Weib, in ihrem Wissen weit unter ihm, in ihrem Glauben — o! wie unermeßlich über ihm!

Sie fing sehr vorsichtig an. „Sie sind nicht wohl,

fürchte ich, diese traurige Scene war für Sie zu viel; der Tod scheint für Männer mehr voller Schrecken, als für uns schwache Frauen."

„Tod! — Glauben Sie, daß ich den Tod fürchte?" und er ballte seine Hand, als wollte er mit dem mächtigen Zerstörer kämpfen. „Nein — ich habe ihn vor mir gehabt — habe vor ihm gestanden und ihm tief in's Angesicht geblickt, bis mir die Augen weh thaten und meine Sinne schwanden. Aber was sage ich? Kümmern Sie sich nicht um mich, Miß Rothesay, thun Sie es nicht;" und er fing an rascher zu gehen.

„Gewiß, Sie sind krank und etwas lastet auf Ihrem Gemüthe," sagte Olive in einem ruhigen, sanften Tone.

„Wie, habe ich etwas verrathen? Ich meine, können Sie mir irgend etwas vorwerfen? Habe ich irgend eine Pflicht unerfüllt gelassen? Habe ich etwas gesagt, was einem Geistlichen nicht zukäme," fragte er mit kaltem Stolze.

„Nichts das ich wüßte. Vergeben Sie mir, Mr. Gwynne, wenn ich die Grenzen der Freundschaft übertrete; denn wir sind Freunde, Sie haben es mir oft gesagt."

„Ja und mit Wahrheit; ich verehre Sie, Miß Rothesay. Sie sind kein gedankenloses Mädchen, sondern ein Weib, das, ich bin es überzeugt, eben so wohl gefühlt, als gelitten hat! Auch ich habe gelitten und so ist es kein Wunder, daß wir Freunde sind und dessen freue ich mich."

Selten hatte er so freimüthig gesprochen und noch

nie hatte er gethan, was er jetzt aus freiem Antriebe that, nämlich ihre Hand ergriffen und sie mit freundschaftlichem Vertrauen gedrückt. Noch lange nachdem ihre Finger den Druck nicht mehr fühlten, behielt sie doch die Erinnerung daran in ihrem Herzen. Sie gingen etwas weiter und dann sagte er nicht ohne einen Anflug von Bewegung:

„Miß Rothesay, wenn Sie wirklich meine Freundin sind, so hören Sie auf eine Bitte: denken und sprechen Sie über Nichts, was Ihnen irgendwie heute in meinem Benehmen sonderbar erschienen ist. Ich weiß nicht, welches Schicksal es ist, das Sie, die Sie mir noch vor einem Jahre eine vollkommene Fremde waren, in eine Stellung mir gegenüber gebracht hat, die mich zwingt, so mit Ihnen zu sprechen; noch weniger kann ich es sagen, was es in Ihnen ist, das mich zwingt, meine Gedanken mehr zu offenbaren, wie noch je vorher vor irgend einem menschlichen Wesen. Nehmen Sie dieses Bekenntniß an und verzeihen Sie mir."

„Aber, was habe ich denn zu verzeihen? O, Mr. Gwynne, wenn ich wirklich Ihre Freundin sein darf — könnte ich Ihnen dann auch etwas Gutes thun!"

„Sie mir Gutes thun?" sagte er bitter. „Nein, wir sind so weit von einander entfernt, wie die Erde von dem Himmel, nein, wie der Himmel von der Hölle; das heißt, wenn es — ich Toller, Miß Rothesay, hören Sie nicht auf mich. Warum verleiten Sie mich auch, so zu sprechen?"

„Wirklich, ich verstehe Sie nicht. Glauben Sie,

Mr. Gwynne, ich kenne wohl den Unterschied zwischen uns; ich, ein ungelehrtes Mädchen, und Sie —"

„Ah, sagen Sie mir, was ich bin, das heißt, wofür Sie mich halten."

„Für einen weisen und guten Menschen, aber doch einen, bei dem der große Verstand manchmal den einfachen Glauben überwältigt, den Glauben, der höher steht, als alles Wissen und die Liebe, die, wie unser großer Apostel sagt —"

„Still!" Seine tiefe Stimme hob sich und sank wieder gleich den Tönen der brechenden Wellen. Dann blieb er stehen, wandte sich ganz zu ihr und sagte in einer wilden, scharfen, halbunterdrückten Stimme: „Wollen Sie die Wahrheit hören? Sie sollen es! So wissen Sie denn, daß ich nichts von all' Dem glaube, was ich lehre — mit einem Worte — daß ich ein Ungläubiger bin?"

Olive's Arm fiel aus dem seinigen.

„Sie fahren vor mir zurück? Sie gutes, frommes Wesen, glauben Sie, daß ich als Satan neben Ihnen stehe?"

„O nein, nein!" Sie versuchte, sich zu bezwingen, aber es gelang ihr nicht und sie brach in Thränen aus.

Harold sah sie an.

„Sie milde, sanfte Seele! Vielleicht wäre es gut für mich gewesen, wäre Olive Rothesay als meine Schwester geboren."

„Ich wollte, es wäre so! — Aber ach, es ist zu furchtbar zu hören! Sie ein Ungläubiger — Sie, der

Sie so lange Jahre ein Diener Gottes am Altar waren — es ist entsetzlich!"

„Sie haben Recht — es ist entsetzlich. Denken Sie, was mein Leben ist und immer war: eine lange Lüge — eine Lüge gegen die Menschen und gegen Gott. Denn so weit glaube ich," fügte er feierlich hinzu, „ich glaube an den einen regierenden Geist des Weltalls — unbekannt und unnahbar. Niemand als ein Toller könnte das Dasein eines Gottes leugnen."

Er hielt inne und sah mit seinen durchdringenden und doch ruhelos sorgenvollen Augen auf zum Himmel. Dann näherte er sich seiner Gefährtin:

„Wollen wir weiter gehen, oder wollen Sie mich ganz verleugnen?" sagte er mit einer rührenden, traurigen Demuth.

„Ich Sie verleugnen?"

„Ach, Sie würden es nicht thun, wüßten Sie Alles, was ich erduldet habe. Für mich ist die Erde eine Hölle gewesen, nicht der Ort mit Flammen und Qualen, von denen Ihre Geistlichen schwatzen, sondern die wahre Hölle, die des Gewissens und der Seele. Ich war ein Mensch, dessen ganze Natur nach Wahrheit dürstete, zuerst suchte ich sie bei den Lehrern der Jugend, die aber waren zu müßig oder zu schwach, ihren Glauben zu erklären, nahmen ihn auf gutes Vertrauen hin, thaten, was ihre Väter thaten, glaubten, was ihre Väter glaubten — und wurden so für rechtgläubige, fromme Menschen gehalten, während Die, welche in ihrem ersten, jugendlichen Eifer es wagten — wenn auch nicht zu zweifeln,

aber doch mild nach den Gründen ihres Glaubens zu fragen — ohne Weiteres als gotteslästerisch verdammt wurden. Aber ich thue Ihnen weh; soll ich fortfahren oder aufhören?"

„Fahren Sie fort."

„Wahrheit, nur Wahrheit! Ich strebte darnach in einer andern Form — ich wollte sie im häuslichen Frieden, in der Liebe einer Frau finden. Meine Seele verlangte nach Nahrung, ich ergriff diese — und in meinem Munde wurde sie zu Asche!" Seine Stimme schien erstickt, aber mit Anstrengung fuhr er fort. „Nach dieser Zeit gab ich die Erde auf und wandte mich den Interessen, die darüber stehen, zu. Mit angestrengten Augen blickte ich in die Unendlichkeit, die mich aber blendete, blind machte und mich im Wirbel hin- und herriß, von der Dunkelheit zum Licht, vom Lichte zur Dunkelheit — ohne Ruhe, ohne Rast. Dieser Zustand dauerte lange, aber sein Ende kam. Jetzt wandle ich wie ein Mensch im Schlaf, ich fühle nichts und fürchte nichts — nein, Du mächtig unbekanntes Wesen, ich fürchte nichts! Aber freilich hoffe ich auch nichts — und glaube nichts. Jene angenehmen Träume von Euch übrigen Menschen — Gott, Himmel, Unsterblichkeit, sind für mich bedeutungslose Worte. Manchmal spreche ich sie aus und dann ist es mir, als schienen sie wie grausame Sterne herunter in die schwarze, wogende See, in der ich untergehe."

„O Gott, habe Gnade!" schluchzte Olive Rothesay und flüsterte leise: „Gieb mir Kraft, daß mein eigner Glaube nicht wanke und daß ich Dein Licht in diese

kranke Seele bringe!“ Dann wandte sie sich zu Harold und sagte so ruhig sie konnte: „Sagen Sie mir — da Sie mir so viel gesagt haben, wie kamen Sie dazu, den Dienst der Kirche auf sich zu nehmen? Sie, der Sie —“

„Ja, wohl können Sie inne halten und schaudern! Hören Sie denn, wie der Teufel — wenn es einen giebt — die Gestalt eines Engels des Lichts annehmen kann, um des Menschen zu spotten. Aber es ist eine lange Geschichte — sie bringt mich zu verschiedenen Dingen, vor denen Sie zurückschrecken werden.“

„Ich will es hören.“ Es gab etwas in dieser weichen, festen Stimme, dessen Einfluß Harold gehorchen mußte; sie war jetzt stärker als er, so wie Licht stärker ist als Dunkelheit.

Mr. Gwynne fing an, ruhig, ja demüthig zu sprechen. „In der Zeit, wo ich als Jüngling Theologie studirte, wurde mein Gemüth von Zweifeln ergriffen, wie es allen jungen Gemüthern geht, deren Streben nach Wahrheit durch einen dornigen Wall abgetragener Formen eingeengt wird. Dann kam eine plötzliche Krisis in mein Leben: Ich mußte entweder ein Amt annehmen, dessen Glaubensbekenntniß ich nur halb anerkannte, oder mußte meine Mutter, meine edle, selbstverleugnende Mutter darben lassen. Sie kennen sie, Miß Rothesay, obgleich Sie kaum ahnen können, was sie mir ist und mir immer war, aber das wissen Sie, was es heißt, eine geliebte Mutter zu besitzen.“

„Ja gewiß.“ So ungläubig Harold Gwynne auch war, hätte sie sich in diesem Augenblicke doch an ihn schließen und ihn Bruder nennen mögen.

„Nun, nach einiger Zeit großen, innerlichen Zwiespalts entschied ich mich — zu ihrem Gunsten. Obgleich an Jahren nicht viel mehr als ein Knabe, und in einem Chaos von Zweifel und Glauben kämpfend, verpflichtete ich mich Das zu glauben, was die Kirche lehrt und die Seelen auf dem Wege der Kirche zum Himmel zu leiten. Und diese Fesseln, dieses Gelübde, das blindlings erfüllt werden mußte, dies war es, das mich in späteren Jahren zu einem Ungläubigen machte.“

Er hielt inne, um sie anzusehen.

„Ich höre zu, fahren Sie fort,“ sagte Olive Rothesay.

„Sie hatten recht, als Sie sagten, ich sei eine Natur, die weniger zum Glauben, als vielmehr zum Wissen sich hinneigt; vor Allem aber hasse ich jede Falschheit, jede heuchlerische Prahlerei; in der Muße hätte ich vielleicht gelernt Gott zu dienen, mit Ihm Auge in Auge hätte ich vielleicht seine Offenbarungen angebetet. Aber als ich sah, wie die große Wahrheit auf tausenderlei Weise durch schlaue Formen und durch blindlings gelehrte Gleichnisse umschleiert wurde — als ich unter meinen Amtsgenossen schlechte Männer fand, die doch Tugend predigten und Männer, die kaum Hirn genug hatten, um eine rein weltliche Wissenschaft, so wie Gesetz- oder Naturkunde zu treiben, sich hinstellen sah, um die mächtigen Geheimnisse der Religion auszulegen, dann sagte

ich zu mir selbst: ‚Das ganze System ist eine Lüge!‘ So warf ich es von mir und meine Seele stand in seiner eignen, nackten Stärke vor dem Schöpfer des Alls.“

„Aber warum machten Sie es denn noch immer zu diesem furchtbaren Blendwerk für die Menschen?“

„Weil,“ und seine Stimme klang hohl und heiser, „weil mich da gerade die Tollheit, die allen Menschen in der Jugend kommt — die Liebe ergriff. Für sie wurde ich ein Lügner im Angesicht des Himmels, der Menschen und meiner eignen Seele.“

„Das war eine große Sünde.“

„Ich weiß es und eben deshalb traf sie auch mein Haupt als Fluch. — Seitdem bin ich Das gewesen, als was Sie mich kennen — ein rechtlicher, sorgsamer Geistlicher, der Gutes thut, predigt, zwar nicht Glaubenslehren, aber tadellose Moral, der der Welt ein höfliches Gesicht bringt und ein Herz — o Gott! wer und was Du auch bist, Du weißt, welche schwarze Dunkelheit darin herrscht!“

Sie antwortete nicht.

Nach einigen Minuten sagte Mr. Gwynne: „Sie müssen mir vergeben, Miß Rothesay.“

„Ich thue es und so wird Er thun, den Sie nicht kennen, aber den Sie noch kennen werden. Ich werde für Sie beten — ich werde Sie trösten; ich wollte, ich wäre wirklich Ihre Schwester, damit ich Sie nie zu verlassen brauchte, bis ich Ihnen Glauben und Frieden brächte.“

Er lächelte schwach. „Ich danke Ihnen; es ist schon etwas, zu fühlen, daß es doch noch Güte in der Welt giebt; ich glaubte bis jetzt an keine, außer an die meiner Mutter. Vielleicht, wenn sie All dies gewußt hätte — wenn ich es ihr hätte sagen können — vielleicht wäre ich nicht ein so elender Mensch als jetzt."

„Still, sprechen Sie nicht mehr." Und sie blieb einige Minuten ganz still neben ihm stehen, bis er ruhig wurde. Sie waren am Rande des Waldes, nahe an Olive's Wohnung angekommen, es war ungefähr sieben Uhr des Abends, aber Alles umher lag in der Stille der Mitternacht. Sie Beide schienen die einzigen Wesen in der lebenden Welt zu sein — alles Uebrige war todt und begraben unter dem weißen Schnee; aber aus dem schwarzen Dunkel des Horizonts erhob sich der große rothe Mond wie eine unsterbliche Seele.

„Sehen Sie," sagte Olive; einmal blickte er hin und dann nicht wieder, mit einem Seufzer zog er ihren Arm in den seinen und ging mit ihr bis an ihre Thüre. Da angekommen, sagte er ihr Lebewohl, hinzufügend: „Ich möchte Ihnen sagen, Gott segne Sie, aber solchen Worten von mir würden Sie nicht glauben und wie könnten Sie?" Er sagte dies nachdrücklich und traurig, und Olive wußte nichts zu antworten.

„Aber," fuhr er in einem Tone ängstlichen Eifers fort, „erinnern Sie sich, daß ich Ihnen vertraute. Mein Geheimniß ist in Ihren Händen. Sie werden schweigen, ich weiß es; schweigen wie der Tod, oder die Ewigkeit — das heißt, was Beide für mich sind!"

Olive versprach es und er verließ sie. Sie blieb stehen und horchte, bis das Echo seiner Schritte auf dem festgefrornen Boden verhallte, dann faltete sie ihre Hände und sandte noch einmal die Fürbitte für Die, „so auf falschen Wegen gehen," empor, das Gebet, welches sie schon einmal gesprochen hatte, ohne zu wissen, wer und wie sehr er es bedurfte. Jetzt sagte sie es mit einem flehenden Rufe, einem Rufe, der den Himmel durchdringen wollte und die lauten Chöre der Heiligen und der Engel übertönen, um Gnade auf eine verlorene menschliche Seele herabzurufen.

Vierzehntes Kapitel.

Noch nie seit ihrer Geburt hatte Olive solch einen verwirrenden, schweren Schmerz gefühlt, als jetzt, wo sie zu dem vollen Bewußtsein des schrecklichen Geheimnisses, das sie von Harold Gwynne erfahren hatte, erwachte. Dieser Schmerz dauerte fort, nicht nur für eine Stunde, für einen Tag, sondern unausgesetzt, er sammelte sich wie ein Nebel um sie; sie schien blindlings zu gehen und wußte nicht wohin. Ihr klarer, geistiger Sinn hatte es nie für möglich gehalten, daß es solch ein Gemüth, wie das Harold's, geben könne, ein Gemüth, das gerade durch sein Streben nach Wahrheit zum Unglauben geführt wurde. Seine Zweifel mußten bekämpft werden, nicht durch die Religion des Beispiels, auch nicht durch die Religion des Gefühls — sondern durch klare Beweise der Vernunft, welche sich Ueberzeugung erkämpfen.

In der Tiefe der Nacht, als Alles still war und der kalte Mond ein überirdisches Licht über das Zimmer warf, lag Olive da und dachte über diese Dinge nach. Dann und wann hörte sie das Schlagen der Uhr und

mit Entsetzen erinnerte sie sich, daß es den Sabbath=morgen verkündete, wo sie in die Kirche von Harbury gehen mußte und — o mit welchen Gefühlen! Den Gottesdienst von ihm vertreten hören, der nicht ein einziges Wort von Dem, was er aussprach, glaubte! Erst jetzt wurde ihr die furchtbare Entweihung so recht klar, die das ganze tägliche Leben Harold's enthielt, und für einen Moment war es ihr, als ob sie sich mit seiner Sünde verbände, indem sie sein Geheimniß bewahrte.

Aber ruhigere Gedanken ließen sie etwas barmherziger urtheilen und sie versuchte, seinen Zustand nicht mit ihren eignen Augen zu betrachten, sondern so wie er ihm selbst erscheinen mußte. Für Einen, dem der christliche Glaube nicht inne wohnte, mußten alle Wiederholungen der äußeren Formen nichts als bloßes Maskenspiel sein. Nicht weil er den Himmel, sondern weil er sein eignes Gewissen beschimpft hatte, erduldete er die Qual der Selbsterniedrigung, die für ihn ein Tod im Leben sein mußte. So erwachte in Olive wieder das tiefe Mitleiden und noch einmal wagte sie zu beten, daß diese Seele, in der so viel Ernst und Wahrheit war, nicht verloren sein, sondern auf den rechten Weg geleitet werden möchte.

Aber wer sollte dies thun? Wie er selbst gesagt hatte, versank er in einen schwarzen Abgrund der Verzweiflung, und es gab keine menschliche Hand, außer ihrer eignen schwachen, die ihn retten konnte.

Schwach — aber es gab ja Einen, der sie kräftigen konnte, und plötzlich fühlte sie in sich das Bewußtsein,

das die schwächsten Menschen wohl schon gefühlt haben, worüber die Rationalisten spotten mögen, woran die Christen aber nicht zweifeln können, das Bewußtsein, daß wir nicht selbst wirken, sondern daß in uns und durch uns gewirkt wird, wodurch Wahrheiten in uns offenbart, Worte in unsern Mund gelegt werden, als ob ein fremder Geist, nicht unser eigner in uns arbeite. Oft schon hatte Olive so gefühlt, aber nie so mächtig als jetzt. Eine Stimme in ihr schien zu sagen — „Fürchte Dich nicht."

Sie erhob sich — ihr Entschluß war gefaßt. „Nein," dachte sie, als sie am Fenster stand und den glänzenden Sonnenaufgang beobachtete — „Nein Herr! mein Herr und mein Gott — ich fürchte mich nicht!"

Trotzdem aber litt sie unendlich, indem sie die Last dieses schweren Geheimnisses trug, es vor ihrer Mutter, vor Mrs. Gwynne bewahren, und vor allen Dingen in die Kirche gehen mußte, wo sie einen Geistlichen wie Harold zwischen sich und dem Himmel wußte — dies war ihr das Furchtbarste von Allem, und doch konnte sie dem nicht entgehen, ohne ihn zu verrathen; und es schien ihr, als ob die Sünde — wenn es eine Sünde war — ihr vergeben würde, ja als ob vielleicht ihre freiwillige Gegenwart sein Gewissen rühren könnte.

Es war auch so; als Harold sie erblickte, wurden seine Wangen bleich, und oft während des Gottesdienstes bebte seine Stimme und seine Augen blieben gesenkt; ja einmal, während des Lesens der Epistel des Sonntags, der gerade der sechste nach Epiphania war,

schienen die einfachen Worte des Johannes seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und seine Stimme nahm den Ausdruck scharfen Schmerzes an.

Aber als Olive die Kirche verließ, war es ihr, als habe sie drei Jahre der Qual da zugebracht — solche Qual, zu der sie keine irdische Macht wieder bringen sollte. Wirklich wurde sie auch dessen überhoben, denn in der nächsten Woche versank Mrs. Rothesay in einen Zustand so großer Schwäche, die zwar keine entschiedene Gefahr anzeigte, aber doch so sehr einer Krankheit glich, daß Olive sie nicht für eine Stunde verlassen konnte. Diese schwere Sorge nahm ihr Denken und Empfinden so in Anspruch, daß selbst das Interesse für Harold Gwynne zurücktrat. Sie sah ihn wenig, obgleich sie hörte, daß er sich beinah täglich erkundigte; lange Zeit aber überschritt er nicht die Schwelle.

„Harold ist wie alle Männer — er versteht nichts von Krankheit," sagte die gütigste und treuste aller Freundinnen, Mrs. Gwynne. „Sie müssen ihm Beide vergeben. Ich sage ihm oft, daß es ihm und jedem Geistlichen England's ein gutes Beispiel sein müsse, hier Olive — die frömmste und beste Tochter, die je lebte — zu sehen, und er denkt auch so, denn als ich neulich aussprach, wie ich hoffe, daß seine Tochter ihr ähnlich werden möchte, hätten Sie nur sein tiefes, ernstes „Amen" hören sollen.

Dieser Umstand rührte Olive tief und kräftigte sie nur um so mehr zu dem Werke, dem zu widmen sie sich vorgenommen hatte, und eine geheime Hoffnung sagte ihr,

daß irrende Seelen oft weniger durch die Predigten eines Christen, als durch das Leben eines Christen zurückgeführt würden.

So fing denn Harold wieder an, öfter in das Thalhaus zu kommen; aber sie trafen sich nie allein, und kein Wort über den ernsten Gegenstand wurde zwischen ihnen gewechselt. Mrs. Rothesay's Lebenslicht verblaßte so allmälig, daß sogar ihr Kind nicht gewahr wurde, wie bald es aufhören würde, unter Denen zu scheinen, für die jeder Strahl so kostbar und so schön war — schöner noch, je mehr es sich seinem Ende näherte.

Dennoch herrschte kein Schmerz, nur tiefer Frieden in dem Thalhause — ein Frieden, so heilig, daß er auf Jedem, der eintrat, zu ruhen schien; deren gab es aber Viele, denn von allen Seiten erhielt Mrs. Rothesay Beweise freundlicher Theilnahme, — selbst die wilden, jungen Fludyers erkundigten sich jeden Tag nach ihr, und Christalina, die sich im Herrenhause beinah ganz niedergelassen hatte, und es, durch eine unsichtbare Anziehungskraft gefesselt, gar nicht verlassen wollte, war doch der tägliche Besuch, ja ihre ungebändigte Laune milderte sich bis zur Sanftmuth, sobald sie sich der Kranken näherte.

Lehle Derwent aber wich gar nicht von ihnen; sein geziertes Wesen fiel weg, er sprach nicht mehr so schwärmerisch, und seine Reden waren nicht mehr mit poetischen Anführungen überladen; so erschien er Oliven in einem angenehmeren Lichte und sie behandelte ihn mit ihrem alten Wohlwollen, er aber betete wo möglich den Boden

an, den sie betreten. Ein helfender Engel konnte in seinen Augen nicht geheiligter erscheinen als sie, und oft brachte er Mrs. Rothesay und Olive durch sein Entzücken zum Lächeln, und die Letztere sagte dann, daß er noch immer derselbe begeisterte Knabe sei, der ihren Ritter im Garten am Flusse vorgestellt hatte. Nie war er etwas Anderes für sie, und obgleich er ihr oft in halb scherzhaftem Unwillen versicherte, daß er jetzt ganz männlich sei, war er für sie doch immer nur der Knabe geblieben; zwischen seiner jugendlichen Romantik und ihrer ruhigen Gelassenheit von 26 Jahren lag ein Unterschied einer ganzen Lebenszeit.

Doch fühlte sie sich nicht immer so alt; wenn sie neben ihrer Mutter kniete und mit ihr scherzte, war Olive noch ein wirkliches Kind, und manchmal, wenn Harold Gwynne da war, wurde sie von Neuem zu dem schwachen, schüchternen Mädchen. Da aber das geheime Band zwischen ihnen nicht berührt wurde, trat ihr Verkehr wieder in die früheren Grenzen; sogar sein Einfluß konnte nicht mit der Liebe wetteifern, welche der Stern von Olive's Leben gewesen war, kein anderes menschliches Band konnte zwischen sie und ihre Mutter treten.

Es war so schön zu sehen, wie sie sich so eng an einander schlossen, und Niemand von Denen, die Beide liebten, hatte den Muth ihnen zu sagen, wie bald sie sich trennen müßten. Manchmal beobachtete Mrs. Gwynne Olive mit einem Blicke, der zu fragen schien: „Kind, hast Du Kraft genug, es zu tragen?“ Aber sie selbst hatte nicht die Kraft, es ihr zu sagen. Uebrigens schien

es, als wären diese festen Fäden der Liebe so eng um die Mutter geschlungen, und als würde jeder Hauch ihres verzehrenden Lebens so zärtlich gepflegt, daß sie durchaus nicht scheiden könne; noch Monate konnten vergehen, ehe diese gebrechliche Hülle sich gänzlich auflöste.

Als der Winter schwand, schien es Mrs. Rothesay besser zu gehen, und eines Abends im März, als Harold Gwynne mit einem Korbe voller Veilchen kam, sagte er — und es war auch wahr — daß sie so blühend wie der Frühling selbst aussähe. Olive stimmte mit ein, ja erklärte lächelnd, daß man glauben könne, ihre Mutter schütze blos Krankheit vor, um recht viele Zeichen der Liebe zu empfangen.

„Als ob Du nicht auch schon ohnehin deren genug hättest, Mama! Ich kannte noch nie in meinem Leben einen so verwöhnten Liebling; und doch sehen Sie, Mr. Gwynne, wie sanftmüthig sie es trägt, wie schön und zufrieden sie aussieht!“

Es war auch so, und wir wollen das Bild zeichnen, das von da an in Olive's Erinnerung eingegraben blieb.

Mrs. Rothesay saß in einem kleinen, niedrigen Stuhl — ihr eigner Stuhl, an den Niemand anders Ansprüche machte — sie trug keinen Krankenshwal, sondern ein anmuthiges Morgenkleid von blasser Farbe — wie sie es immer liebte und wie es zu ihrer zarten, durchsichtigen Schönheit paßte. Dicht um ihr silbergraues Haar — das einzige Zeichen des Alters — schloß sich eine kleine Haube, deren blaßrothe Gaze an der Wange lag — der Wange, die noch jetzt ohne Furchen und von

einer lieblichen, schwachen Röthe, wie die eines jungen Mädchens gefärbt war. Ihre Augen waren zu Boden gerichtet, was ihre Gewohnheit geworden war, damit Andere nicht den traurigen Ausdruck der Blindheit sehen möchten; aber um ihren Mund spielte ein ruhiges, glückliches, heiliges Lächeln, so wie man es selten auf einem menschlichen Antlitze sieht, außer wenn der Erde liebstes Glück sich anfängt aufzulösen und schon vor dem kommenden Glanze des Himmels verschwindet. Ihre kleinen, schmalen Hände waren über den Knieen gekreuzt und ein Finger spielte, wie sie es oft that, mit dem Trauringe, der zu einem dünnen Reif geworden war.

Ihre Tochter sah sie mit Augen leidenschaftlicher Sehnsucht an, in denen die Liebe eines ganzen Lebens lag. Harold Gwynne blickte auch auf sie und dann auf Olive. Er dachte: „Kann sie, wenn sie weiß, was ich weiß, so ergeben — ja sogar glücklich sein? Welch' ein erhabener Glaube muß dann der ihrige sein!"

Olive schien ihn gar nicht zu sehen, sondern nur ihre Mutter, auf die sie immer von Neuem hinblickte und endlich zu ihr kam, vor ihr niederkniete und ihre Arme um sie schlang.

„Liebchen, küß' mich! oder ich fürchte, daß Du ganz ein Engel wirst — ein Engel mit Flügeln."

Durch den Scherz klang aber doch die Sorge des Herzens hindurch; sie stand schnell auf und fing an mit Mr. Gwynne zu sprechen.

Sie hatten alle Dreie einen angenehmen Abend, denn Mrs. Rothesay, welche wußte, daß er allein war, da

seine Mutter und Ailie für eine Woche abwesend waren, überredete ihn zu bleiben. Er las ihnen vor, denn Mrs. Rothesay hörte ihn sehr gern, und für Olive lag die reichste Musik der Welt in seiner tiefen, vollen Stimme, besonders wenn er, wie jetzt, mit großem Ernst und innerer Bewegung las. Nicht er hatte die Poesie, die er las, gewählt, sondern Mrs. Rothesay, die eifrig zuhörte, während er aus Tennyson's „Maikönigin" vorlas.

„Und auf das Altarfenster und auf mein kühles Grab,
Da scheint am frühsten Morgen die Sommersonne hinab.
Und nicht vergess' ich Dich, Mutter, ich höre Deinen Schritt,
Wenn Dein Fuß mir über dem Haupt auf den weichen Rasen tritt.

Gut' Nacht, gut' Nacht! Hab' ich gesagt, für ewig gute Nacht,
Und bin ich über die Schwelle der Thür dann stille fortgebracht —
Laß Effie nicht zu mir kommen, bis grün der Rasen mein.
Ein besseres Kind, als ich je war, wird sie für Dich nicht sein."

Harold hielt inne, denn er bemerkte, daß Olive's Thränen schnell fielen; aber Mrs. Rothesay, die gewöhnlich so leicht bewegt war, blieb jetzt ganz ungerührt; eine sanfte Ruhe lag auf ihrem Gesicht und sie sagte nachdenklich zu sich selbst:

„Wie schrecklich, wenn ein Kind vor der Mutter stirbt, nun, ich werde nie diesen Schmerz kennen. Fahren Sie fort, Mr. Gwynne."

Er las — und was für Worte enthielten für ihn diese Schlußstrophen! Während er las, schienen Mrs. Rothesay's Lippen in stiller Bewegung den Worten zu folgen.

„Mit allen den Gerechten für immer dann vereint,
Die Erd' mit Müh' und Sorgen, so ferne uns erscheint.
Von nun an und für immer im sel'gen Heimathland;
Und bald wirst Du und Effie von Gott mir nachgesandt.
Dann, so wie jetzt in Deinem Arm, lieg' ich in Gottes Licht,
Wo alle Müden finden Ruh', wo keine Sünde spricht."

Nachdem er geendet hatte, waren alle Dreie sehr still. Welche Gedanken bewegten wohl jedes Herz? Mrs. Rothesay sagte: „Nun, mein Kind, es wird spät, lies auch Du uns noch etwas aus dem besten aller Bücher," und als Olive gegangen war, dieses zu holen, fügte sie hinzu:

„Mr. Gwynne wird mir verzeihen, wenn ich ihn nicht bitte, die Bibel zu lesen, aber die Stimme des Kindes klingt so süß für der Mutter Ohr, besonders wenn —" Sie hielt inne, denn Olive trat ein.

„Wo soll ich lesen, Mama?"

„Ich denke, wo wir stehen geblieben sind, bei den letzten Kapiteln der Offenbarung."

Olive las sie — die gesegneten Worte, das Entzücken ihrer Kindheit — die von dem himmlischen Reiche und von dem künftigen Leben der Gerechten sprechen. Und er hörte sie, er, der an keins von Beiden glaubte. Er saß im Schatten, bedeckte sein Gesicht mit den Hän-

den, oder erhob es manchmal mit einem suchenden, verzweifelten Blicke, wie Einer, der in der Dunkelheit umhertappt, in der Ferne ein schwaches Licht sieht und doch nicht an seine Wirklichkeit glauben kann und darf.

Als er Mrs. Rothesay gute Nacht sagte, hielt sie seine Hand und sagte mit mehr als ihrer gewöhnlichen Freundlichkeit: „Gott segne Sie!" Er fuhr zurück, als ob die Worte ihm weh thäten; dann preßte er Olive's Hand, sah sie einen Augenblick an, als wollte er ihr etwas sagen, sagte es aber nicht und verließ das Haus.

Mutter und Tochter waren allein, sie schlangen die Arme um einander und hörten eine Weile dem wilden Märzwinde zu.

„Es ist gerade solch' ein Abend als der, an dem wir nach Farnwood kamen, ist es nicht so, Liebchen?"

„Ja, mein Kind, und wir sind sehr glücklich hier gewesen, glücklicher, denke ich, als ich je in meinem Leben war. Erinnere Dich immer daran, Herzenskind, hörst Du?"

Sie sagte diese Worte mit einem schönen, Lebenstrahlenden Lächeln. Dann erhob sie sich, indem sie sich auf Olive's Schultern stützte, matt von ihrem kleinen Stuhle und bereitete sich vor, die Treppen hinauf zu gehen.

„So müde wie Du bist, wünschte ich, ich könnte Dich tragen, und ich glaube beinah, ich könnte es."

„Du trägst mich fortan in Deinem Herzen, Olive! Du trägst alle meine Schwächen, meine Sorgen, meine Schmerzen. Gott segne Dich dafür, meine Tochter!"

Als Olive wieder herunter in das kleine Wohnzimmer kam, schien es ihr beinah etwas einsam, doch blieb sie noch eine oder zwei Minuten, stellte ihrer Mutter kleinen Stuhl in die Ecke und den Strickkorb daneben. „So ist Alles bereit, wenn sie wieder herunter kommt.“

Dann ging sie hinauf zu Bette und Mutter und Tochter schliefen wie gewöhnlich Arm in Arm zusammen ein.

Fünfzehntes Kapitel.

„Mein Kind!“

Dieser schwache Ruf erweckte Olive aus ihrem Traume, in welchem sie mit ihrer Mutter und Harold Gwynne durch eine jener traumhaften Landschaften ging, die weit glänzender sind als alle, die man nur je im Wachen sehen kann.

„Ja, Herz,“ antwortete sie mit einer schlaftrunkenen, glücklichen Stimme, indem sie den Ruf für eine Fortsetzung ihres Traumes nahm.

„Olive, ich fühle mich krank, sehr krank! Ich habe einen so dumpfen Schmerz hier — nahe dem Herzen; ich kann nicht athmen; es ist so sonderbar, so sonderbar!“

Schnell stand die Tochter auf und suchte in der schwachen Dämmerung nach einem Lichte; sie war seit lange bei Tag und Nacht an alle Dienstleistungen zärtlicher Sorgfalt gewöhnt, und dieses plötzliche Unwohlsein erschreckte sie nicht, da ihrer Mutter oft so leichte Anfälle kamen. Dennoch weckte sie den kleinen Haus=

halt und wandte alle einfachen Hülfsmittel an, die sie so wohl kannte.

Aber eine Zeit kommt, wo alle ärztliche Hülfe aufhört und die erschien auch jetzt. Mrs. Rothesay's Krankheit nahm zu und das Tageslicht brach in ein Zimmer, wo sich mehr als ein besorgtes Gesicht über die arme, blinde Dulderin beugte, die so sanftmüthig litt. Sie sprach nicht viel, hielt aber Olive's Kleid fest und flüsterte nur dann und wann wehmüthig: „Mein Kind — mein Kind!" Einmal oder zweimal bat sie ihre Umgebung inständig, alle Mittel zu ihrer Wiederherstellung anzuwenden und schien besorgt den Arzt zu erwarten. „Um Olive's willen — um Olive's willen!" war die einzige Ursache, die sie angab. So erkannte Olive plötzlich, daß ihre Mutter sich sterbend fühle.

Ihre Mutter sterben! Sie hielt einen Augenblick inne und verbannte den Gedanken an diese entsetzliche Wahrheit, die ihr ganz unmöglich schien. Wie viele Krankheiten hatte ihre Mutter überwunden — wie oft hatte sie sie darnach wieder fest an sich geschlossen; und konnte es der Tod wagen, sich Jemandem zu nahen, der von so viel Liebe beschützt war? Es konnte nicht sein — es war gewiß kein Grund zur Furcht. Doch verbrachte Olive den Morgen, der von entsetzlicher Länge schien, in steter Unruhe; sie machte sich in dem Zimmer etwas zu thun, indem sie immer mit ihrer Mutter sprach, aber nach und nach, als der Arzt noch immer nicht kam, nahm ihre Stimme einen schnellen, scharfen, besorgten Ton an.

„Still, Kind, still!" war der milde Verweis. „Gieb Dich zufrieden, Olive, er wird Zeit genug kommen. Wenn es Gott gefällt, werde ich wieder gesund."

„Natürlich — natürlich wirst Du das. Sprich nicht so, Mama!" — Sie wagte nicht, „Liebchen" zu sagen und sprach sogar weniger zärtlich als gewöhnlich mit ihr, damit ihre Mutter sie nicht selbst für besorgt halten möchte. Aber allmälig, als sie den sonderbaren Ton von Geduld in Mrs. Rothesay's Stimme hörte, und die Veränderung in den geliebten Zügen sah, fing sie an zu zittern. Mit beschwörendem Blicke sah sie einmal in beinah drohender Verzweiflung aufwärts. „Gott! Du wirst nicht — Du kannst dies nicht thun!" Als sie nun endlich den Hufschlag hörte und das Pferd des Arztes am Thore sah, konnte sie nicht bleiben, um mit ihm zu sprechen, sondern floh aus dem Zimmer.

Sie faßte sich aber zur rechten Zeit, um ihm zu begegnen, wenn er wieder herunter käme, und war froh, daß er ein Fremder war, vor dem sie sich bezwingen mußte, so daß sie mit ruhiger Stimme fragte: „Was er von ihrer Mutter meine?"

„Sie sind Miß Rothesay, glaube ich," antwortete er unbestimmt.

„Das bin ich."

„Giebt es Niemanden, der Ihnen in der Pflege Ihrer Mutter helfen kann — sind Sie hier ganz allein?"

„Ganz allein."

Dr. Witherington nahm freundlich ihre Hand. „Meine liebe Miß Rothesay, ich möchte Sie nicht täuschen, ich

thue es nie. Wenn Ihre Mutter irgend einen Verwandten sehen möchte, wenn Geschäfte zu ordnen sind —"

„Ah, ich merke, ich verstehe! Sagen Sie weiter nichts!" Sie schloß matt ihre Augen und lehnte sich an die Wand. Wäre die Liebe zu ihrer Mutter weniger tief, weniger selbstaufopfernd, weniger in der Leidenschaft aufgehend gewesen, so hätten in diesem Augenblicke ihre geistigen und körperlichen Kräfte nicht ausgereicht.

Sie stieß einen kurzen, tiefen Seufzer aus und erhob sich dann auf der ganzen Höhe ihres Wehs — erhob sich bis zu einer übermenschlichen Ruhe.

„Sie schienen mir sagen zu wollen, daß keine Hoffnung mehr ist?" Er sah zu Boden und sagte Nichts.

„Und wie lange — wie lange?"

„Es kann sechs — es kann zwölf Stunden dauern: Ich fürchte, nicht mehr als zwölf Stunden."

Und dann fing er an, ihr Trost zu geben, in der einzigen Weise, die in seiner geringen Macht lag, indem er ihr erklärte, daß in einem so geschwächten Körper der Geist nicht bleiben könnte, wenigstens nur unter großen Leiden.

„Es ist so gewiß am Besten," sagte er.

Und Olive, die nun Alles wußte, beugte ihren Kopf und antwortete: „Ja." Sie dachte nicht an sich selbst, sie dachte nur an den matten Körper, der von den irdischen Schmerzen befreit werden sollte, und an die Seele, vor der sich jetzt der Himmel öffnete.

„Weiß sie es? Haben Sie es ihr gesagt?"

„Ich that es; sie fragte mich, und so hielt ich es für recht.“

Beide, Mutter und Kind, wußten es also, daß wenige, kurze Stunden Alles waren, was zwischen ihrer Liebe und der Ewigkeit lag; und dies wissend, sahen sie sich wieder.

Mit einem so leisen Schritte, der kein Ohr außer das eines Sterbenden erreichen konnte, trat Olive wieder in das Zimmer.

„Ist das mein Kind?“

„Meine Mutter — meine einzige Mutter!“ Fest, heftig und stark — heftig wie die Liebe, stark wie der Tod — war die Umarmung, die folgte. Kein Wort wurde gewechselt, nicht eins, bis Mrs. Rothesay matt sagte: „Mein Kind, bist Du zufrieden — ganz zufrieden?“

Olive antwortete: „Ich bin zufrieden!“ Und in ihren erhobenen Augen lag eine stumme Sprache, die zu sagen schien: „Nimm, o Gott, diesen Schatz, den ich aus meinen Armen in die Deinigen lege. Nimm ihn und bewahre ihn sicher für mich, bis zu dem ewigen Wiedersehen!“

Langsam ging der Tag zu Ende und der Abend kam. Das Zimmer war so feierlich und still; aber kein Schmerz herrschte darin — kein Weinen, kein Kampf des Lebens mit dem Tode. Nach wenigen Stunden litt Mrs. Rothesay nicht mehr, sondern lag ruhig da, und Olive umfaßte sie entweder mit ihren Armen, oder saß still neben ihr. Dann aber sprachen sie auch wieder

zusammen und hatten friedliche Besprechungen wie Freunde, die die Trennung einer langen Reise vor sich haben, und die kein Wort der Liebe, kein Wort des Trostes ungesagt lassen wollen; Alles aber besprachen sie ruhig, hoffnungsvoll, ohne Kummer, oder Furcht.

Als Mitternacht heran kam, wurden Olive's Augen schwer und eine sonderbare Schläfrigkeit bedrückte sie. Manche haben dies gewiß schon bei solchen Nachtwachen empfunden, die dumpfe Erstarrung, die sich über Herz und Hirn legt und endlich bis zum Schlafe kommt, obgleich ein geliebtes Wesen im Sterben liegt.

Hannah, die mit Olive wachte, überredete sie, hinunter zu gehen und etwas Kaffee zu nehmen, den sie bereitet hatte, auch Mrs. Rothesay, die es hörte, bat sie darum. „Es wird Dir gut thun, Du mußt stark bleiben, mein Kind.“

„Ja, Liebchen.“

Olive ging hinunter in das kleine Wohnzimmer und zwang sich, etwas zu sich zu nehmen, und als sie allein in der Stille der Nacht da saß, die nur durch das Wehen des Windes unterbrochen wurde, versuchte sie sich die Wahrheit vorzustellen, daß ihre Mutter sterbend sei — daß sie, ehe der nächste Tag zu Ende ging, allein in dieser Welt — fortan ganz allein stehen würde; und es war eine furchtbar ernste Ruhe, die sich um sie breitete.

Als Olive zurückkam, erhob sich Mrs. Rothesay und verlangte etwas Wein. Ihre Tochter brachte ihn.

„Er ist recht gut — Alles ist gut — Alles ist süß, was mir aus den Händen meiner Olive kommt. Du,

meine einzige Tochter — der Trost meines Lebens — ich segne Dich mit Gott!"

Nach einiger Zeit sagte sie — indem sie Olive's Wangen streichelte — „Olive, kleine Olive, ich wollte, ich könnte Dein Gesicht sehen — nur einmal — nur noch ein einzigesmal. Es fühlt sich beinah so klein und weich an, wie das meines kleinen Kindchens in Stirling."

Und indem sie dies sagte, stieg eine Wolke in Mrs. Rothesay's Gesicht auf, die aber bald wieder verschwand, und so fuhr sie fort: „Kind, höre auf Etwas, das ich Dir nie sagte und nie früher sagen konnte: Gerade, nachdem Du geboren warst, hatte ich einen sonderbaren Traum — ich hatte Dich verloren und statt Deiner erschien ein Engel, der mich tröstete und mich auf einem langen beschwerlichen Wege leitete, bis ich im Scheiden wußte, daß es wirklich meine Olive war. Alles dies ist wahr geworden, außer daß ich Dich nicht verloren, sondern leichtsinnig von mir gestoßen hatte. Ach, Gott, vergieb mir! Es gab eine Zeit, in der ich, eine Mutter, keine Liebe zu dem Kinde, das ich geboren, fühlte."

Sie fing an zu weinen und schloß Olive noch enger an sich, als sie fortfuhr — „Ich wurde dafür bestraft, denn indem ich mein Kind verließ, verlor ich die Liebe meines Gatten, wenn auch nicht ganz, aber doch eine Zeit lang. Aber Gott vergab mir und gab mir mein Kind, so wie ich es im Traume gesehen hatte, als einen Engel zurück, damit es mich auf manchem sorgenvollen Pfade beschützen und mich sicher an das Ufer der Ewig=

keit leiten sollte. Und jetzt, wo ich scheiden muß, sage ich von ganzer Seele, Gott segne meine Olive, die beste und pflichtgetreue Tochter, die je eine Mutter besaß; Gott wird sie dafür bis in die Ewigkeit segnen!“

Mit einem leidenschaftlichen Ausbruche des Schmerzes rief Olive: „O Mutter, Mutter, bleibe! Geh' nicht fort und laß mich nicht in dieser bittern Welt allein.“ Dies war die einzige Klage, die sie ausstieß und die sie schnell unterdrückte, als sie sah, wie weh' es der so friedlich Sterbenden that; so kam denn Gottes Trost über sie und diese Nacht des Todes war von einem so tiefen Frieden erfüllt, daß er beinah' zur Seligkeit wurde und noch lange Jahre nachher war es ihr, als habe sie diese Nacht an den Thoren des Himmels zugebracht.

Gegen Morgen sagte Mrs. Rothesay — „Mein Kind, Du bist müde, komm, lege Dich neben mich.“

So legte denn Olive ihren Kopf auf dasselbe Kissen, wo er jede Nacht seit so vielen Jahren geruht hatte, und schlang ihren Arm um der Mutter Hals. Ein- oder zweimal fing Mrs. Rothesay wieder an zu sprechen, als verschiedene Gedanken in ihr aufzusteigen schienen: aber ihr Gemüth war vollkommen ruhig und klar. Sie erwähnte einige Menschen, die sie gern hatte, unter andern auch Mrs. Gwynne, der sie ihre „liebevollen Grüße“ sandte.

„Aber, Olive, auch Christalina grüße; sie hat viele Fehler, aber denke daran, daß sie gut gegen mich war und daß ich sie liebte. Sorge immer für Christalina.“

„Das werde ich, und giebt es Niemanden weiter, den ich von Dir grüßen soll, Mama?“

Sie dachte einen Augenblick nach und antwortete: „Ja — Mr. Gwynne,“ und als ob in dieser Sterbestunde der Mutter Herz plötzlich hellsehend und prophetisch spräche, sagte sie ernst: „Ich freue mich, daß ich Harold Gwynne gekannt habe, und wollte, er wäre jetzt hier, damit ich ihn segnen könnte und ihn bitten, daß er meinem Kinde, so lange er lebt, freundlich und liebevoll gesinnt bleiben möge.“

Dies war die letzte irdische Angelegenheit, die sie besprach, aber ihre Gedanken gingen wie Herolde weit in das ewige Land, dorthin folgten auch die ihrer Tochter und es war Olive, als sähe sie den Himmel geöffnet und die Engel Gottes um den Thron stehen. Ihr Herz wurde erfüllt nicht mit Schmerz, sondern mit einer tiefheiligen Freude, die auch nicht verging, als sie ihren Kopf von dem Kissen erhob und sah, wie sich das Antlitz ihrer Mutter verändert hatte, so wie es sich nur einmal verändert.

„Mein Kind, bist Du noch da?“

„Ja, Liebchen.“

„Das ist gut. Alles ist jetzt gut. Kleine Olive, küß' mich.“

Olive beugte sich über sie und küßte sie, und mit diesem letzten Kuß empfing sie die Seele der Mutter. Dann ließ sie sich von der alten Dienerin aus dem Zimmer führen; sie weinte nicht, es hätte ihr eine Entweihung geschienen, zu weinen; sie ging an die offne

Thüre und sah hinaus nach Osten, wo die Sonne aufging. Es schien ihr, als könne sie durch die goldnen Wolken den befreiten Geist, über den eben der ewige Morgen tagte, aufschweben sehen.

Eine Stunde nachher, als sie allein im kleinen Wohnzimmer war und auf dem Sopha mit geschlossenen Augen lag, hörte sie einen wohlbekannten Schritt eintreten; es war der Harold Gwynne's. Er sah sehr bewegt aus; erst fuhr er zurück, als fürchte er, sich zu nähern; dann aber kam er auf sie zu und ergriff ihre Hand sehr zärtlich.

„Ach, Miß Rothesay, was kann ich Ihnen sagen?"

Sie vergoß einige Thränen, die aber weniger durch ihre, als durch seine Freundlichkeit, die sie so rührte, hervorgerufen wurden.

„Ich wäre schon gestern hier gewesen," fuhr er fort, „aber ich war nicht in Harbury; doch welche Hülfe, welchen Trost hätten Sie auch von mir empfangen können?"

Olive wandte sich zu ihm und in der Ruhe ihres blassen Gesichts leuchtete noch das Licht, das sie durch die Schatten des dunkeln Thales des Todes geführt hatte.

„Gott," flüsterte sie, „hat mir geholfen. Er hat mir das Labsal meiner Augen entrissen, und doch habe ich Frieden — vollkommenen Frieden!"

Harold sah sie mit Erstaunen an.

„Sagen Sie mir," rief er unwillkührlich aus, „woher kommt dieser Friede?"

„Von Gott, wie ich ihn in meiner Seele fühle — und ihn in der Offenbarung des Worts lese."

Harold schwieg. Der Anblick seines hoffnungslosen Elends drang in Olive's Herz.

„O könnte ich Ihnen doch diesen Frieden — diesen Glauben geben!"

„Ach, wenn ich wüßte, welche Gründe Sie zu dem Ihrigen haben."

Olive hielt inne. Es war etwas Furchtbares, über sich die Todte zu wissen und mit dem Unglauben eines Lebenden zu kämpfen. Aber es schien, als wäre der Geist ihrer Mutter bei ihr und kräftige sie, mit den Worten zu sprechen, die nicht ihre eignen waren. Wie, wenn nach den unerforschlichen Rathschlüssen Gottes diese Stunde des Todes ihm eine Stunde der Wiedergeburt würde?

So unterdrückte Olive allen Kummer und alle Schwäche und sagte: „Lassen Sie uns etwas von den Dingen sprechen, die in solchen Zeiten, wie die jetzigen, als die einzig wirklichen in uns leben."

„Für Sie, nicht für mich! Sie vergessen den Abgrund zwischen uns!"

„Nein," sagte Olive ernst. „Sie glauben eben so wie ich an einen Gott — den Schöpfer und Regierer dieser Welt?"

Harold machte eine stumme, bejahende Bewegung.

„Dieser Welt," fuhr sie fort, „worin es so viel Schönheit, Glück und Liebe giebt; und kann Das in dem Geschaffenen bestehen, was nicht auch der Schöpfer

besitzt? Muß nicht deshalb der große Geist des Weltalls ein Geist der Liebe sein?"

„Ihr Beweisgrund widerspricht sich aber von selbst," war die verzweifelnde Antwort. „Können Sie so sprechen — Sie, deren Herz noch von eben geschlagenen Wunden blutet?"

„Wunden, deren Leiden mein Glaube in Freuden verwandelt hat. Noch nie bis zu dieser Stunde sah ich so klar aus dieser Welt in die Welt der Geister — noch nie fühlte ich in mir so klar die Gegenwart des Geistes Gottes, ein Unterpfand für die Unsterblichkeit des meinigen."

„Unsterblichkeit! Ach, jener Traum! Und doch," fügte er hinzu, indem er sie ehrerbietig, ja mit Innigkeit anblickte, „doch könnte ich beinah glauben, daß ein Leben wie das Ihrige — so voller Reinheit und Güte — nicht bestimmt sein könne, zu vergehen."

„Wie können Sie aber an menschliche Güte glauben und doch an Ihm zweifeln, der der Ursprung davon ist? Können Sie denken, daß Er das Streben nach dem Jenseits in uns legen würde und dann die Erfüllung verweigern? Daß Er die Liebe in uns pflanzen würde, wenn es nichts zu lieben gäbe, und Glauben, wenn es nichts zu glauben gäbe?"

Harold schien bestürzt. „Sie sprechen einfache, vernünftige Worte — nicht wie die eiteln Schwätzer der sich widersprechenden Glaubensbekenntnisse. Doch hängen auch Sie einem Glaubensbekenntnisse an — Sie schließen sich dem Dienste unserer Kirche an?"

„Weil ich, wenn ich auch von vielen ihrer Lehren abweiche, doch die Formen der Gottesverehrung für rein — vielleicht für die reinsten der vorhandenen halte. Aber ich stelle die Kirche nicht zwischen mich und meinen Gott, ich folge keinem Ritus und vertraue keinem Glaubensbekenntnisse, wenn es nicht zu vereinen ist mit dem Instinct des Glaubens — der innern Offenbarung von Ihm selbst, die er in meine Seele gepflanzt hat — und der äußern Offenbarung, der nächsten und klarsten, die er je von sich selbst den Menschen gegeben hat, der göttlichen Offenbarung der Liebe, die ich hier in dem Leben, dem Tode und der Auferstehung von Jesus Christus, meinem Herrn finde.“

Während sie sprach, ruhte ihre Hand auf der Bibel, aus der sie zuletzt ihrer Mutter vorgelesen hatte. Sie öffnete sie an der Stelle, wo sie zuletzt lasen, und das kleine Buchzeichen, das Mrs. Rothesay immer brauchte, und das Olive als Kind gearbeitet hatte, fiel heraus. Dieser Anblick aber zog sie herab zu aller Hülflosigkeit des menschlichen Wehs.

„O, meine Mutter — meine Mutter!“ Sie beugte ihren Kopf auf ihre Kniee und weinte einige Minuten bitterlich. Dann erhob sie sich etwas ruhiger — „Ich will hinaufgehen —“ Ihre Stimme versagte ihr.

„Ich weiß — ich weiß,“ sagte Harold.

„Sie sprach auch von Ihnen — beinah mit ihren letzten Worten. Wollen Sie mit mir gehen, mein Freund?“

Harold war ein Mann, der nie weinte, nie weinen konnte — aber sein Gesicht wurde blaß und eine tiefe

Ehrfurcht ergriff ihn; seine Schritte schwankten beinah mehr als die ihrigen, während er Olive die Treppe hinauf folgte.

Einen Augenblick zitterte ihre Hand auf der Thürklinke. „Nein," sagte sie, wie zu sich selbst — „nein, es ist nicht meine Mutter — meine Mutter ist nicht hier."

Dann ging sie ruhig hinein und enthüllte das Gesicht der Todten. Harold stand neben ihr.

Olive sprach zuerst wieder. „Sehen Sie," flüsterte sie, „wie ruhig und schön sieht sie aus — ihr so ganz ähnlich — und doch auch so ganz verschieden; keinen Augenblick ist es mir, als sei es *meine Mutter*."

Harold sah mit Erstaunen die Tochter an, die eben Waise geworden war und doch mit solcher Ruhe die Todte betrachten konnte. Er nahm Olive's Hand leise und mit Ehrerbietung, als ob etwas Heiliges in ihrer Berührung läge; die seinige schien sie kaum zu fühlen, sondern fuhr fort mit derselben ruhigen Stimme zu sprechen — „Vor zwei Stunden noch waren wir Beide so glücklich, sprachen zusammen von heiligen Dingen und von der Liebe, die wir für einander gehegt haben, und solche Liebe sollte mit dem Tode enden? Kann ich glauben, daß ein Augenblick — das Fliehen des Athems — nichts von meiner Mutter gelassen habe als dies?"

Sie wandte sich vom Bette und begegnete Harold's tiefen — durstenden Augen, als wolle er das Leben seiner Seele aus ihren Worten trinken.

„Sie sind ruhig — sehr ruhig," sagte er halblaut. „Sie stehen hier und fühlen keine Furcht vor dem Tode?"

„Nein, denn ich habe meine Mutter sterben sehen; ihr letzter Hauch war auf meinen Lippen. Ich fühlte wie ihr Geist entfloh und wußte, daß er zu Gott ging."

„Und Sie können sich darüber freuen?"

„Ja; denn durch Alles, was ich auf Erden verliere, kommt der Himmel — der Wohnort der Geister, den wir Himmel nennen, was und wo er auch sein mag — mir näher. Jetzt scheint er mir noch mehr meine Heimath, nun ich meine Mutter dort weiß."

Harold Gwynne fiel vor dem Bette auf seine Kniee und rief:

„O Gott, könnte ich doch glauben!"

Ende des zweiten Theiles.



Druck von C. G. Naumann in Leipzig.

Bei Chr. E. Kollmann in Leipzig ist ferner erschienen:

Herzblättchen.

Von der Verfasserin

von

„der Erbe von Redclyffe."

Aus dem Englischen.

4 Bde. 8. 1856. geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Erbe von Redclyffe.

Von der Verfasserin

von

„Herzblättchen."

Aus dem Englischen.

4 Bde. 8. 1856. geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der

Maaßliebenkranz.

Eine Familienchronik

von der Verfasserin

von

„der Erbe von Redclyffe," „Herzblättchen" rc.

Aus dem Englischen.

6 Bde. 8. 1857. geh. 4 Thlr.

